Anhang,

zu den

Gedanken und Meynungen

über

Manches im Dienst

und über

andere Gegenstände

von A.

Für die Besitzer der ersten Auflage.

— Animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.

LUCRETIUS.

1804.

Anhang,

zu den

Gedanken und Meynungen

über

Manches im Dienst

und über

andere Gegenstände

von A.

Für die Besitzer der ersten Auflage.

— Animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.

LUCRETIUS.

1804.

Den Staatscassen würde es minder lästig werden, die schon zur Gewohnheit gewordnen Pensionen zu bezahlen, wenn der Regent auf einmal allen Officianten eine Zulage etwa von 10 Procent unter der Bedingung bewilligte, selbige, so lange sie im Dienst blieben, nicht zu heben, sondern sie zum Pensionsfond für sich oder ihre Wittwen stehen zu lassen: zugleich aber auch den Betrag des Gnadengehalts für Wittwen und Veterane etwa auf 15 — 20 Procent bestimmte. Da viele unverehlicht oder ohne Wittwen nachzulassen sterben, so würde die bey der Salarien-Casse gesammelte Zulage gewiß hinreichen, die 15 — 20 Procent zu bestreiten, ohne daß der Staat einen Zuschuß geben dürfte. Gewinnt denn auch letzterer durch diese Einrichtung eben kein Geld, so wird doch sein jährlicher Ausgabeetat mehr gesichert, und der Pensionserhalter weiß zum voraus, auf wie viel Einnahme er gewiß rechnen kann.

172.

Lob = und Nahmensucht und Lob = und Nahmenscheu sind Fehler, von denen der erste vielen, der letztere wenigen Menschen anklebt, ersterer sehr oft, letzterer seltner Schaden thut. Beyde aber bringen Ehre und Tugend manchmal in übeln Ruf, oder hindern wenigstens manches Gute, das durch Ehre und Tugend öftrer und schneller ausgerichtet werden könnte. Wer von diesen beyden Suchten frey ist, wandelt durchs Lebensgebirge, ohne daß er nöthig hat, all seine Bergspitzen zu erklettern, oder sich durch alle seine schattigen Thäler zu winden.

173.

Kants cathegorischer Imperativ ließe sich mit großem Vortheil beym Zeitmaaß und Zeitgebrauch anwenden. Wer mit der Zeit capitulirt, wird so wenig Zeit genug haben, wie der früh aufstehen lernen wird, der sich mit dem Bett in Unterhandlung einläßt. Ich glaube, jeder kluge Mann habe zu Allem Zeit, und die Zeit gehöre zu den Dingen, die man sicher findet, wenn man sie nur ernstlich sucht und braucht. Nachläßige Menschen scheinen das Klagen über Zeitmangel zur Mode gemacht zu haben, und suchen dadurch nur ihren Un-

fleiß zu bemänteln. So verbargen einst die venetianischen Nobili in ihren weiten Ermeln das, was sie öffentlich vorzuzeigen sich würden geschämt haben. Ich muß Zeit haben sollte man wenigstens unter das kenne dich selbst, wo nicht neben bey setzen.

174.

Luxus und Natur liegen gewöhnlich im Streit. Des erstern giebt es zwey Arten, den guten und den schlechten, dieser sucht die Natur, die immer gut ist, zu verdrängen, und der gute selbst läuft Gefahr, durch mancherley kleine Umstände in den schlechten auszuarten. Wär' es daher nicht am sichersten, vor allem Luxus zu warnen und sich vor ihm überhaupt zu hüten? Je künstlicher, je höher, je mehr ins Feine die Genüsse getrieben werden, je öftrer wandelt den Genießenden die Lust an, die rohe simple Natur um des, aus dem Anblick des Contrastes entspringenden, Vergnügens willen zwar zusehen, aber nicht sich zu ihr zurück zu bekehren. Man sehe nur die häufig nach der Schweitz reisenden Engländer, die nichts von der helvetischen einfachen Natur annehmen, und die Schweitzer, die dagegen desto mehr von den brittischen Ueppigkeitsbedürfnissen sich aneignen, und wegen der Unpaßlichkeit

auf ihren Grund und Boden bereits dergestalt von ihnen angesteckt sind, daß man ihre Genußerweiterung unter die Ursachen ihres politischen und moralischen Verfalls rechnen kann. Die Rauhigkeit der physischen Natur, wie die in den Wallisergebirgen, dürfte die am längsten vorhaltende Gegenwehr gegen solche Verfeinerungseinimpfung seyn, weil sie dem zartcultivirten Weichlinge nicht erlaubt, sich lange bey ihr aufzuhalten. Denn es geht mit den hochgepriesenen Migrationen durch die Gebirge, wie mit den Lobpreisungen des Landlebens, von denen der Städter überströhmt, wenn er sich von seinen Bekannten einige Tage auf dem Lande reichlich nähren und pflegen läßt, über welches er sich aber schon ganz anders äußert, wenn ihn nur unfreundliches Wetter am Promeniren hindert, und das ihm bald höchst lästig werden würde, wenn er sein Brod hinterm Pfluge verdienen oder sich der Wirthschaftssorge unterziehen müßte.

Der in gehörigen Schranken bleibende Luxus erleichtert der Natur die Arbeit, wo aber letztere gar nicht mit ins Luxusspiel gezogen wird, da ist die Natur auf dem Wege, sich durch ihn zu verschlimmern oder ihre eignen Gerichte verwürzen zu lassen; denn auch der

beste Luxus hat etwas corrosivisches an sich, wodurch die Politur der Genüße zwar für das Auge erhöht, aber weder der Werth des Genusses noch die Kraft dazu vergrößert wird. *)

175.

Ein kluger Mann wird und kann sich seinem großen Wirkungskreise nicht leicht entziehen. Treibt er seine Geschäfte ehrlich, so thut es ihm leid, kluge und redliche Anstalten vielleicht in böse Hände kommen zu lassen; war er ein Betrüger, so befürchtet er sein falsches Spiel vom Nachfolger entdeckt zu sehen, und seinen Ruhm zu verliehren, oder er ist zu interessirt, persönliche Vortheile einem andern zu überlassen.

176.

Gesundheit und nöthiges Auskommen werden anders im Alter, und anders

*) Luxus (Ueppigkeit) ist das Oppositum des Bedarfs, er ist ein Uebermaaß und in sofern nie gut zu nennen. Ist dieses Uebermaaß im gesellschaftlichen Wohlleben mit Geschmack verbunden, so ist es noch mit der fortschreitenden Cultur des Volks vereinbar, fehlt ihm aber Geschmack, dann artet es in Schwelgerey (Luxuries) aus, die den Menschen moralisch und physisch entnervt. B.

in der Jugend angesehen. Die Jugend hält Gesundheit für ihr Pflichttheil, und glaubt immer Kräfte und Zeit zu haben, sich Auskommen zu schaffen; dagegen muß das Alter die Gesundheit als geschenkte Gabe annehmen, und, gebricht es ihm am Auskommen, blos darauf denken, durch schlechteres Behelfen sich die nothwendige Einnahme zu sichern.

177.

Sollte nicht die Leichtigkeit, mit der ein Fehler oder Verbrechen hätte vermieden werden können, und die Sicherheit, die einer bey ihrer Begehung hat, einen rechtlichen Grund zur Erhöhung der Strafe abgeben? Wenn der Hausdieb überall härter, als ein fremder Dieb bestraft wird, was soll dem Todtengräber geschehen, der die Gräber bestiehlt? Oder muß man es ihm conniviren, weil er die Thorheit der Lebenden, die den Todten Sachen von Werth ins Grab mitgeben, in gewisser Art dadurch ungeschehen macht, daß er das für die Lebenden so zu sagen Verlohrne wieder zum Vorschein und in Umlauf bringt?

Auf beyde Fälle hat die preußische Gesetzgebung Rücksicht genommen: was aber den Todtengräber

betrifft, so möchte ihm wohl, so lange wie der Staat die Verschwendung bey Begräbnissen duldet, und er blos zum Einscharren berufen ist, keine Nachsicht bey seiner unbefohlnen Ausscharrung zu statten kommen dürfen. B.

178.

Der Haß, den die meisten Menschen gegen die Wahrheit haben, rührt eigentlich von dem Widerwillen her, sich von ihr richten zu lassen: man läßt sich lieber belügen, als daß man selbst wahr ist, obgleich letzteres ungleich wenigere Mühe macht, als in und mit der Lüge zu leben, die in der Folge jederzeit mehr Anstrengung erfordert, sich zu behaupten, als man bey ihrem Anfange vermuthet.

179.

Da man sich nicht wundern muß, wenn einer, der von der Natur bestimmt war, ein guter schlichter Mensch zu seyn, bey Uebernehmung einer Dienststelle, die sich mit reiner Natürlichkeit nicht verträgt, in beständigen Recidiven aus der Natur in die Kunst, aus dieser in jene lebt, es oft mit beyden verdirbt, und eben so häufig mißverstanden wird, als er selbst fehlgreift: so sollte es auch keinen befremden, wenn man bey den häufigen und

hitzigen Kämpfen zwischen Temperament und Moralität den Sieg nicht immer auf die Seite fallen sieht, auf die er bey einem anders constitutionirten Menschen gefallen seyn würde.

180.

Wenn unter den Produkten eines Landes sich zwey befinden, die seinen Bewohnern gleich nützlich sind zur nothwendigsten Nahrung und Kleidung, von denen aber das eine sich länger aufbewahren läßt, wie das andere, sollte man denn nicht den Ausfuhrhandel des Conservableren ganz uneingeschränkt lassen, und nur desto sorgfältiger auf den Gewinn des letztern Bedacht nehmen, um wegen der Volksversorgung nie in Verlegenheit kommen zu dürfen?

Vorher aber müßte man diese, das Brod- und Kleidungsbedürfniß wechselseitig befriedigende, Produkte sorgfältig untersuchen und kann dies so geschehen, daß man dabey ganz unbekümmert werden darf? B.

181.

Bey schnellen und recht warm gefaßten Vorsätzen muß man sehr auf seiner Hut seyn, damit man sich nicht selbst an ihrer Ausfüh-

rung hindere, und durch die bey ihrer Fassung auflodernde Flamme die Glut schwäche, die zu ihrer Zeitigung nöthig gewesen wäre. Ist die auf einen schönen Frühlingstag plötzlich folgende Frostnacht nicht den Feldern und Gärten am schädlichsten?

182.

Titel sind die Taufnahmen eines Amtes, wer das Amt nicht hat, sollte also auch nicht den Titel davon führen. Ein kleines Amt neben einem großen Titel kommt mir lächerlicher vor, wie ein Zwerg mit einem Riesenhute, weil doch manche Zwerge bey sehr kleinem Körper große Köpfe haben. Bey Ertheilung der Titel sollte man daher jederzeit darauf sehen, daß der einem Collegio unterordnete nie den Titel eines Mitgliedes dieses Collegii erhielte, um die daraus entstehenden Inconsequenzen, Verlegenheiten, und besonders auch dienstschädliche Vorfälle durch Frau und Kinder zu vermeiden. Sieht man je im Militair einen noch dienenden Hauptmann mit einem Majorscharakter? Vielleicht würden auch die kleinen Herrschaften und Regenten wohl thun, wenn sie ihrer Staatsdienerey nicht die in großen Reichen übliche Titulatur gäben, oder den über die Grenze

Gehenden oder Gesandten es riethen, sich ihrer Hausexcellenz bis zur Nachhausekunft zu enthalten.

183.

So ihr Nahrung und Kleider habet, so lasset euch genügen; bestimmte man nach diesem Spruch die sogenannten Gnadengehalte, so würden selbige mehrentheils ganz anders ausfallen, als es jetzt geschieht. — Früge man mich, wer Eins haben soll, so würd' ich es keinem bewilligen, der außer dem Invaliditätsfall seinen Abschied forderte, mithin blos den im wirklichen Staatsdienst alt und schwach gewordenen, und den im Kriege hart blessirten, welchen letztern es als ein Schmerzlohn gebührt.

184.

Mit einem höhern Charakter müßte keiner verabschiedet werden, der nicht auf seiner Stelle sich besonders ausgezeichnet und ein Belobungs-Decret oder andres Ehrenzeichen erhalten hätte; kein Lieutenant könnte mit Hauptmannscharakter entlassen werden, der nicht als Lieutenant den Verdienstorden erworben hätte.

185.

Man vergißt im Leben manches dergestalt, daß man sich nie mehr daran erinnert. Wenn bey dem Guten und Bösen, das wir im Leben thaten, ein solches Vergessen nach dem Tode statt fände, so daß der Selige sich gar nicht weiter seiner Fehler und der Unselige keiner guten Handlung erinnerte, würde daraus nicht für jenen ein Himmel, für diesen eine Hölle entstehen?

Da moralische Glückseligkeit nicht im Vergessen der bösen Handlungen, sondern im Bewußtseyn des Fortschreitens im Guten besteht, wie könnte ein solcher Himmel oder solche Hölle sich mit der Gerechtigkeit vertragen, würde letztre nicht, nach Dante's Ausdruck: das Grab aller Hoffnungen seyn? B.

186.

Das Regieren ist eine Art dramatischer Vorstellung, die anfangs eine Art von Marionettenspiele war, bis geschickte Schauspielsverständige sie zu vernünftigen Dramas erhöhten. — Schade aber, daß schlechte Künstler im Stande sind, das beste Drama unleidlicher wie ein Marionettenspiel zu machen!

187.

Man thut Unrecht, wenn man die Zeit der Jugend als die angenehmste und glücklichste schildert. Denn wenn man in ihr den Grund zur Glückseligkeit späterer Zeiten pflichtgemäß legen will, so sind in ihr oft unbequemere Anstrengungen als in spätern Jahren nothwendig, so daß man all' ihre Freuden nur lucida intervalla nennen sollte.

188.

Ist die Freundschaft wohl eine wahre, die sich nicht entschließen kann, mit dem Freunde über bürgerliche und häusliche Angelegenheiten zu reden? Mir scheint ein gewisses Einmischen in die Häuslichkeit des Freundes nothwendig, um zwischen ihm und mir ein wechselseitiges Zutrauen zu stiften.

189.

Verräth nicht die vielfältige Sorge der Weiber für den Kopfputz, und die öftere Veränderung, die sie damit vornehmen, ein eignes heimliches Gefühl von den Mängeln ihres Kopfs, denen sie durch Putzversuche, die ihnen aber selbst nicht gnügen, wenigstens äußerlich gern auf- oder aushelfen möchten.

Und was läßt sich aus den immer ärger werdenden Kopfumgestaltungen der Männer schließen? Ebenfalls ein sie beunruhigendes Gefühl, daß es im Kopfe nicht mit rechten Dingen zugehe. Da aber die Weiber von jeher ein Putzspiel mit ihren Köpfen getrieben haben, und die Männer nur in viel spätern Zeiten ihnen nachgefolgt sind, so muß man den Hang dazu bey jenen aus einem Naturgefühl, bey diesen aus einer Geschmacksbizarrerie erklären, und kann mithin von ihnen eher hoffen, daß sie mit den Köpfen wieder ins richtige Geleise kommen werden. Die Damen mögen sich indessen mit der Wahrheit des dulce est desipere in loco trösten, und haben in keinem Fall einen Eingriff in ihre auf die Männernatur so fest gegründete mannigfaltige Ueberlegenheit zu besorgen.

190.

Würde es nicht die Verwaltung einer Provinz erleichtern und verbessern, wenn die zu speziellen Regierungsgeschäften z. B. Kirchen-, Schul-, Zoll-, Forst-, Bau-Sachen ꝛc. angestellten Minister verpflichtet würden, dem eigentlichen Staats-Minister der Provinz jedesmal Abschrift der Verordnungen, die nicht blos einzelne Fälle betrafen, mitzutheilen? —

Letztrer wüßte dann um alles und könnte seine Maaßregeln darnach nehmen.

191.

Zwischen thun aus freyem Willen und thun müssen ist ein Unterschied, wie zwischen dem Festhalten mit einer langen Kette oder mit einer kurzen, an der ein Schloß liegt; wird letzteres geöfnet, oder springt es durch einen heftigen Stoß auf, so fält die Kette und was sie halten sollte weg, die lange, blos umgewundene, Kette aber verliehrt durch Stöße ihre Haltungskraft nicht.

192.

Gut und gerecht sind wie die lieblichen kleinen Vögel, die man die unzertrennlichen nennt, weil keiner den andern lange überlebt. Gut ist die Anwendung des gerechten auf eine Person; wo nicht Recht der Grund des Guten ist, da ist letzteres nur Scheingutes; es ist daher der wirklich Gerechte auch immer gut; man hüte sich aber, die Worte gut und gütig als gleichsinnige zu brauchen, und letzteres dem ersten als gleichbedeutend unterzuschieben. Güte sieht nicht sowohl auf das Recht der Sache, als auf die Person, die Recht haben

will. Zwischen gütig und schwach ist der Rain so schmal, daß es Mühe kostet, ihre Contiguität zu unterscheiden, und daß oft Seiltänzerkunst erfordert wird, auf ihm zu gehen, ohne nicht auf die schwache Seite zu kippen.

193.

Wird durch das Zergliedern einer Handlung das beunruhigte Gewissen nicht zur Ruhe gebracht, sondern blos bis zum Einschlafen ermüdet, so steht es gewiß nur schlecht um die Moralität dieser Handlung. Bekommt aber das Gewissen durch eine strenggerechte Handlung, die man oft Härte schilt, einen Stoß, so zergliedre man letztre nur so genau wie möglich, und sey versichert, daß das Auffinden des beobachteten Rechtsprincips dem Gewissen ein für allemal völlige Ruhe verschaffen werde.

194.

Die physische Strafhärte kann höchstens da mit Erfolg angewandt werden, wo die strafende Parthey auch ihres physischen Uebergewichts sicher ist. So darf der Offizier ohne Besorgniß den Stock brauchen, wo der Civilist kaum schelten kann; jener ist der Re-

präsentant der physischen Regimentskraft, die im Strafaugenblick auf den Strafleidenden so wirkt, daß er an eigenen Kraftgebrauch zum Widerstande nicht denkt: dagegen sieht der bürgerliche Verbrecher, der des ihm unsichtbaren Gesetzes nicht achtet, im strafenden nur einen einzelnen Menschen vor sich. Ganz anders wäre aber alles, wenn das Wort Gesetz in alle Seelen so dränge, wie man ihnen von Kindheit an das Wort Gott einzuprägen sucht. Man sollte in den Schulen die Begriffe über ersteres umständlicher, als über letzteres zu berichtigen sich bemühen, und könnte es auch leichter thun, weil die Gesetzeslehre sich häufig versinnlichen läßt, bey der Lehre von Gott aber, auch bey aller Anstrengung, keine Versinnlichung statt findet.

Die Strenge der Strafen, verbunden mit ihrer unausbleiblichen Anwendung, bewirkt das Uebergewicht ihrer Wirkung. Ist hier aber stets die Handlung mit der Strafe im Gleichgewicht? Macht die Erhaltung des Ganzen eine Strafhärte nothwendig, so wird man durch den Begriff des Gesetzes allein nichts, durch die unausbleibliche Anwendung alles erzwingen. B.

195.

Gnade ist ein Wort, das dem Herzen angenehm, dem Verstande widrig und dem guten Gewissen, das ist dem richtigen, einen Schauer erregt, gleich dem, wenn man sagt, daß einem der Tod über das Grab laufe. Enthäutet man dieses Wort gehörig, so sieht man im Kern ein Unrecht. Die Justiz sollte es als ein nonsensicalisches behandeln. Kam ein Fürst zuerst auf die Idee, es gehöre zu seinen Regalien: Gnade vor Recht ergehen zu lassen, so war er entweder ein Schwachkopf oder ein Tyrann oder beydes zugleich, welcher Fall nicht selten ist; brachte ihn einer seiner Diener darauf, so war dieser Rathgeber ein Bösewicht oder ein Schmeichler. Verdient schon die Bonhomie aus dem Dienst verbannt zu werden, mit wie viel mehrerem Recht dann nicht auch die Gnade! Gnade ist ein Mischmasch von Willkühr und vorschneller Gutherzigkeit, durch die man der Willkühr ihre Rauhigkeit benehmen will, wie Quacksalber ihre unwirksamen und oft schädlichen Arzneyen mit lieblichschmeckenden Ingredienzien versetzen. Die Titel, gnädiger Herr und Ew. Gnaden, sind gewiß von einem sarcastischen Kopfe erfunden, und zuerst gegen solche Perso-

nen gebraucht, denen Zeit und Umstände nicht erlaubten, mit ihrem Despotismus geradezu hervorzurücken. Es läßt sich keine Gnade ohne Beugung oder Umgehung des Rechts gedenken, und es ist mir daher immer sonderbar vorgekommen, daß man den Ausdruck gnädiger Gott in den Religionsunterricht aufgenommen hat, und ihn da noch duldet — vermuthlich hat lange Gewohnheit dem Nonsens sein ungereimtes benommen, so daß man also fortfährt, von Gottes Gnade zu reden, obgleich Weisheit und Gerechtigkeit keine Gnade zulassen. Wenn die Damen bedächten, daß in der Gnade eine Schwäche steckt, sie würden gewiß einen leisern Accent auf sie legen, und weniger Hang zum gnädig seyn und sich gnädigen zu lassen äußern. Bis jetzt halten sich die Weiber lieber zur Gnade, als zum Recht, wobey aber die Neger in den Pflanzungen, denen Weiber vorstehen, nichts gewinnen.

Worüber sich kein positives Gesetz geben läßt, ohne lächerlich zu werden, das ist unstatthaft. Läßt sich nun wohl eins über die Gnade einrichten? Kann man befehlen wo, wie und wenn man gnädig seyn soll? Laß dir an meiner Gnade genügen heißt

einem ein mit Luft gefülltes Kissen unterlegen, das im Nadelstich zusammen fallen und zur Kopfruhe unbrauchbar werden läßt.

Das Mißtrauen gegen die Rechtlichkeit der Richter scheint die erste Veranlassung zum Regal des Begnadigungsrechtes gegeben zu haben: trifft nun eine solche Begnadigung einen, dem die Sünde nicht hat erwiesen werden können, weil er sie nicht begangen hat, so muß er sie für eine Beschimpfung ansehen, und trift sie den, dem die Unschicklichkeit des Inquirenten nicht die Sünde abzufragen vermochte, so wird er über sie lachen und weiter fort sündigen.

Wofern es nicht bloßes Mönchsgeschwätz ist, die Gedanken: über sich einen gnädigen Gott und in sich ein ruhiges Gewissen für Bestandtheile eines glücklichen Lebens zu halten, so weiß ich mir diese Aeußerung gar nicht zu erklären; denn Gott kann nicht gnädig seyn, und Gnade läßt jederzeit einen Stachel zurück, der wahre Ruh, mithin auch die des Gewissens, stöhrt.

Unverstand, Nachlässigkeit, Ueberraschung, Empfindungsschwäche, Eigenliebe und Eigensinn sind die böse Sieben, aus deren Gährung die Gnade entstanden zu seyn

scheint. Gott behüte daher jedes Land vor einer gnädigen Regierung. Bergauf führt das Recht, mit der Gnade geht alles bergab.

Um Mißverständnissen, die aus dieser Behandlung des Wortes Gnade entstehen könnten, zu begegnen, muß ich bemerken, wie es darauf ankommt, worauf Gnade bezogen wird. Mit dem Gesetzgeber ist sie nicht verträglich, weil er als indulgent (nachsehend) erscheinen würde; eben so wenig mit dem Richter, weil die Gerechtigkeit nicht abbittlich seyn kann. Sollte aber nicht derjenige, welcher aus eigner Bewegung von der Ausführung des bereits eingeleiteten Verbrechens absteht, und durch seine Veranstaltung die gesetzwidrige Wirkung verhindert, imgleichen der, welcher durch zeitige Entdeckung der Mitschuldigen und ihres Vorhabens die Ausführung desselben hintertreibt, auf Begnadigung Anspruch machen können? Sollte nicht der Regent bey einer Läsion, die ihm selbst widerfährt, (crimen laesae majestatis) insofern durch Ungestraftheit dem Volke selbst in Ansehung seiner Sicherheit keine Gefahr erwächst, Begnadigung ausüben dürfen? Ist endlich in einem Staate, wo der Buchstabe des Gesetzes tödtet, und auf Milderungsgründe keine Rücksicht genommen wird, das Begnadigungsrecht des Regenten nicht ein nothwendiges Uebel?

Da wir in Gott nach dem Bedürfnisse der praktischen Vernunft nicht allein den heiligen Ge-

setzgeber und gerechten Richter, sondern auch den Erhalter, gütigen Regierer und moralischen Versorger des menschlichen Geschlechtes verehren, in welcher Eigenschaft er dem Unvermögen, ihm wohlgefällig zu werden, nachhilft; so liegt in dem Gedanken — einen gnädigen Gott über uns und ein ruhiges Gewissen in uns — kein Mönchsgeschwätz, sondern eine große Beruhigung: denn welcher Mensch kann vor seiner Heiligkeit als gerecht bestehen?

Den Titel Ew. Gnaden hat gewiß kein sarcastischer Kopf erfunden, sondern er ergab sich aus dem Verhältnisse der Unterthänigkeit, in welchem die Unterthanen zwar Pflichten, aber keine Rechte hatten, blos als Sachen angesehen wurden, und alles, was ihnen aus der Hand des Despoten kam, als bloße Gnade empfingen. B.

196.

Verstand in Gesprächen läßt sich höchstens unter 6 Augen anbringen, wer ihn in zahlreichern Gesellschaften zu äußern sucht, oder wagt, läuft Gefahr, für pedantisch oder selbstsüchtig gehalten zu werden. Der Verstand, der in Schriften oder öffentlichen Versammlungen gezeigt wird, ist beynah' von einerley Werth und gleicher Nützlichkeit. Letzterer wirkt oft schneller, ersterer dagegen nur allmälig, aber gemeinhin mit dauerhafterm Er-

folg. Indessen gleicht aller Verstand, der sich in Worten äußert, seyn sie gedruckt, oder gesprochen, nur der Rondvergoldung einer schön gefärbten Abendwolke, wenn der in Handlungen sich zeigende der Sonne gleicht, die die Wolke vergoldet und die Erde fruchtbar macht.

197.

Wer der Prämie einer guten Handlung nachsagt, daß sie durch unrechte Mittel erhalten sey, und diese Nachrede nicht zu erweisen vermag, macht sich durch solchen erregten Verdacht selbst verdächtig, daß er in solchem Falle Schleichwege einschlagen würde.

198.

Wenn der Verstandsaristocratismus die Gesetze machte, und der Despotismus der Unpartheylichkeit sie vollzöge, sollte dann nicht bald die Unzufriedenheit mit den Strafurtheilen schwinden, wenigstens sich vermindern?

Sollte in der Zusammenstellung des Despotismus mit der Unpartheylichkeit nicht ein Widerspruch stecken und eins das andere aufheben? B.

199.

Sobald dem Geiste eines Gesetzes nur treulich nachgelebt würde, sollte man über die anscheinende Nichterfüllung seines Buchstabens kein Geschrey machen; und es wird gewiß zu diesem Schweigen kommen, sobald die Zahl derer, die das Gesetz begreifen, größer seyn wird, wie die Zahl derer, die es nothdürftig lesen — oft nur buchstabieren.

Wenn das Gesetz bestimmt ist, wird auch über den Geist desselben nie ein Zweifel obwalten; wo dieses aber nicht der Fall ist, da muß der Richter den Sinn zu erforschen suchen. Bey einem bestimmten Gesetze kann also gar nicht ein Geschrey über eine anscheinende Nichterfüllung des Buchstabens entstehen, und bey einem unbestimmten sind diejenigen, welche es lesen, oder auch nur buchstabieren, darin einverstanden, daß die Handlung nicht nach dem Buchstaben beurtheilt werden kann. Ist der Buchstabe mit dem Geist nicht verträglich, dann klage man den Gesetzgeber, und nicht den Richter an, und spotte allenfalls seiner. B.

200.

Es giebt Fälle im Leben, in denen der Verstand gegen das Herz, besonders, wenn Trost und Beruhigung gewonnen werden soll, lange im Verlust bleibt. Hat in solchen Fällen der Verstand nur den Muth die Parthie

nicht aufzugeben, vielmehr ihr durch ein quit a doubel ein neues und größeres Interesse zu schaffen, so ist höchst wahrscheinlich, daß der Verstand seinen ganzen Verlust zurück gewinnt, vorausgesetzt, daß beyde gleich ehrlich spielen, und nicht einer den andern, wie an den Spieltischen, zu überlisten sucht. Freylich muß aber der Verstand auch einen ergiebigen Fond zum Aushalten haben, weil er sonst durch ein fortgesetztes Nichts oder Doppelt banquerout zu werden, d. i. überzuspringen, Gefahr läuft.

Wenn Herz und Verstand nicht beständig Maskopisten sind, werden beyde stets verliehren. Der Verstand, der immer die reine Luft höherer Regionen sucht, erstarrt vor Kälte, wenn er nicht das Herz zur Seite hat, und das Herz kommt in Glut um, wenn es durch den Verstand nicht abgekühlt wird. Die höchste Weisheit gab uns Beydes zur Schließung eines innigen Freundschaftsbundes, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Das Herz ist die ältere Schwester, und als solche hat es immer die erste Stimme. Der Verstand ist der jüngere Bruder, der, wenn er zu Jahren gekommen ist, ein Recht erhält mit zu reden, und als Freund zu rathen. Aus der Uebereinstimmung beyder geht das hervor, was man eine schöne Seele nennt. B.

201.

Wenn sich gleich für den Luxus überhaupt und besonders für einige seiner Gattungen, theils Rechtfertigungen, theils Entschuldigungen vorbringen lassen, so glaub' ich doch, daß es für den Luxus im Essen und Trinken keine haltbare giebt.

202.

Sollten nicht Collegia mit Leuten, die ihr Metier förmlich studieret haben, leicht überladen werden können, und daraus ein Nachtheil für den ausübenden Dienst entstehen?

203.

Häuslichkeit ist ein Zustand, von dem man sich immer weiter entfernt, je näher man sich in das gesellige Leben einläßt, dessen Freuden, wenn man sie ergreifen will, einen verleiten von dem Glückspuncte wegzuschwärmen, der nicht sowohl in der Vereinigung vieler oder aller Menschen, wie in dem Bunde mit wenigen besteht. Häuslichkeit, dieser Schutzgeist des Ehestandes verträgt sich mit keinem Nebenpenaten, wer sich einen zulegt, wird bald finden, daß sein Segen abnimmt, und daß mächtiges Lüstern nach lautem Genuß ihn um die Süßigkeit der stillen Genüsse bringt.

Je weniger man sich mit dem großen Gewühl abzugeben genöthiget ist, je schneller und sicherer kommt man zur Häuslichkeit. Es darf daher gar nicht befremden, daß in einer großen Stadt, je größer, und je amüsanter, wie man sagt, sie ist, desto weniger Häuslichkeit und mit dieser eheliches Glück herrsche. Die Masse des letztern auf dem Lande übersteigt die in den Städten gewiß um mehr als 25 Procent.

Zerstreuung, diese Todtfeindin der Häuslichkeit, gleicht den Insekten, die ihre Staubeyer in Blätter, Blumen, Rinden ꝛc. legen, in denen sie sich nähren, wachsen, und den Tod ihrer Lagerstätten befördern.

Die von dem Ton der vorigen Zeit sehr abweichende Stimmung des weiblichen Geschlechts kann man füglich auf die Rechnung neuerfundner Unterhaltungsmittel setzen, die das in der Nachbarschaft suchen lassen, was jeder in seinen eignen 4 Wänden finden kann. Vielleicht haben die Männer hierin ein böses Beyspiel und den Weibern Gelegenheit gegeben, wegen des ersten Apfelbisses mit ihnen abzurechnen. —

Abgesehen aber von diesen übeln Folgen abgeschaffter Häuslichkeit, ist der Mangel an

ihr so sichtbar, als gefährlich für den Dienst. Man gehe die Fälle von Dienstvernachlässigungen und Veruntreuungen durch, und man wird unter hundert die Quelle von neun und neunzig in vernachlässigter Häuslichkeit finden. Wer sich nicht in seinem Hause besser, wie überall, befindet, ist in Gefahr von der Hausscheu ergriffen zu werden, die nicht heilbarer wie die Wasserscheu seyn dürfte — und Geld, Zeit und Kräfte zu verschwenden, deren haushälterische Anwendung ihn zum Zufriednen und keinesweges zum Kranken am Ueberlästigkeitswahn im Staatsdienst gemacht hätten. Ohne Wiederkehr zur Häuslichkeit dürften weder neue Dienstreglements, noch neue Trauungsliturgien viel helfen.

204.

Das Geschrey der Gesetze und des Publicums über den Hagestolziat find' ich, der seiner goldnen Hochzeit sich nähert, und kein schlimmes Eheloos getroffen hat, wie mehrere Geschreye der civilisirten Welt ziemlich unbillig. Die Ehelosigkeit hat viel Gutes an sich, und hilft zum ruhigsten Sterben, besonders dem ihrer Anhänger, der seine kräftigen Jahre den Dienstgeschäften mit vorzüglicher Treue gewidmet hat, und die schwächern dann in der

Erinnerung vollbrachter guter Werke und in der Erwartung des unvermeidlichen Scheidens aus der Welt zuzubringen sich berechtigt halten kann.

Das Glück ehelicher Häuslichkeit stell' ich mir als die größte Verhinderung des ruhigen Sterbens vor; Nichterfahrung und die Nichtanerkennung seines Werths sichert dem Hagestolzen einen sanften Tod, und vermag er sich sorgsame Pflege bis ans Ende seiner Tage zu schaffen, so ist er bis zum letzten Athemzuge ein glücklicher Mensch.

Das Bemerken der Theilnehmung anderer an unserer Lage kitzelt mehr, als es beruhigt, heilen kann es gewiß nicht, ja es muß desto schneidender werden, je aufrichtiger man diese Theilnahme glaubt, und je näher man dem unvermeidlichen Resignationsaugenblicke kommt.

Der Hagestolz und die alte Jungfer sind aber im Sterben eben so wenig Partie egale, wie sie es im Leben waren. Liegt die Ursache davon in der verschiednen Geschlechtsnatur oder im Benehmen und Urtheil des Publicums gegen und über sie? Oder sind die Weiber gar nicht der Höhe des Egoismus

(leider oder Gottlob?) fähig, zu der sich Männer vorbedächtlich erheben können? In die Lebensrecapitulation einer alten Jungfer scheint sich ganz unwillkührlich der Gedanke an eine versäumte oder verfehlte Geschlechtsbestimmung zu mischen, denn am Ende kann es hiebey auf keine politische oder kirchliche Legitimation ankommen. Mit dem Hagestolzen hat es eine ganz andere Bewandniß.

Je fester sich der Hagestolze überzeugt hat, daß es im Leben keine völlige Zusammenschmelzung mit dem andern Geschlechte giebt, desto leichter muß es ihm werden, ein Leben zu verlassen, dessen accreditirteste Glückseligkeiten in den gesellschaftlichen Verbindungen der Liebe und Freundschaft bestehen.

Die Wahrheit des Vorstehenden kann indessen der Ehe nichts von ihrem Werth entziehen. Wer glücklich geheyrathet hat, lebt sehr glücklich, und es war nur, da alles, was lebet, sterblich ist, die Frage: Ist in den letzten Momenten glücklicher ein Mann, der Frau und Kinder nachläßt, oder der Hagestolze?

Was verliehrt nicht der Hagestolze im Genuß der häuslichen Freuden des Lebens gegen einen glücklich verheyratheten Ehemann! Und ist die Aussicht nicht sehr einseitig, wenn man die Glückseligkeit

allein auf den letzten Lebensmoment bezieht? Aber auch selbst von daher die Sache betrachtet, scheinet sich vieles gegen die Behauptung, daß der Tod dem Hagestolzen nicht so schreckhaft, als demjenigen ist, welcher Weib und Kinder zurück läßt, sagen zu lassen. Es kommt alles darauf an, was für Fesseln einen an die Erde gekettet haben. Hindern Herrsch- Ehr- und alle mögliche Suchten nicht gleich stark, dem Tode mit Gelassenheit ins Gesicht zu sehen?

Das einzige Mittel, des Lebens froh und doch zugleich auch seiner satt zu werden, besteht nicht in der schnöden Zurückweisung der Ehe, sondern in der Menge der Abschnitte, die den letzten Theil des Lebens mit mannigfaltigen Arbeiten auszeichnen. Auf diese Art beschließt man es mit der Zufriedenheit, die den Menschen während des Lebens in moralischer und pragmatischer Hinsicht unerreichbar bleibt, denn die Natur hat den Schmerz zum unentgeblichen Stachel zur Thätigkeit und Fortschreitung zum Bessern in uns gelegt, und also ist auch im letzten Augenblick des Lebens die Zufriedenheit mit seinen letzten Abschnitten immer nur comparativ, nie aber rein und vollkommen. B.

205.

Ob man gleich in der Litaney singt:

Vor einem bösen schnellen Tod,
Behüt uns lieber Herre Gott!

so hört man doch auch sehr oft sagen: ein schneller Tod sey der beste. Sollte diese letzte Aeußerung aber nicht von der Furcht herkommen, die den Anblick, des gehaßten, wenigstens als sehr häßlich gedachten Todes abzukürzen wünscht? Und sollte man jene Litaneystelle daher nicht abändern in: vorm ungestalten Schmerzenstod behüt uns lieber Herre Gott?

Es ist unangenehm bey näherer Prüfung jenes Wunsches den Wünschenden auf einer Lüge zu ertappen, denn da die Liebe zum Leben so nahe und mit der menschlichen Natur so innigst verknüpft ist, so steckt im Wunsche, das Aufhören des Schmerzes mit dem Tode erkaufen zu wollen, eine Lüge, die wie jede Lüge furchtsam macht. Indessen wohl dem, der mit einem Sprunge aus der Welt kommt, nur möcht' ich nicht rathen es zu wünschen, weil man dadurch einen Mangel an Herzhaftigkeit verrathen könnte, über den selbst ein in Lebensleiden bewiesener Muth einen nicht legitimiren dürfte.

Der Wunsch, schnell zu sterben, ist mit der Liebe zum Leben sehr verträglich, und auf dieser Seite ertappt man den Wünschenden über keiner Lüge, weil er nur, wenn einmal geschieden werden soll, die kürzeste Abfertigung verlangt. Das Gebet: vor

einem bösen schnellen Tod behüt ꝛc., beruht auf der unrichtigen Meynung, daß der Mensch noch durch Buße den obersten Richter versöhnen könne, und dann noch Gnade zu hoffen sey, die für denjenigen verlohren gehe, der schnell in seinen Sünden dahin fährt: man sah daher den schnellen Tod für ein besonderes Strafgericht Gottes an. B.

206.

Beym Lesen eines Buches wie David Klaus von Streithorst, ists einem, als ob man sein altes Gesicht im Spiegel sieht, und dabey an seine schöne Jugendgestalt denkt, die blos dadurch vergangen zu seyn scheinet, weil man alt geworden ist. Im Moralischen hat man aber das Schönbleiben weit mehr in seiner eignen Gewalt, indem man nur gut zu seyn oder es zu werden braucht. Die Umstimmung unsers Sinnes zum Guten ist ein Recidiv in die moralische natürliche Schönheit, das eben so heilsam werden kann, wie die Rückfälle in Krankheiten gefährlicher zu seyn pflegen.

Wer immer nur auf die schlechtern Menschen herabsieht, läuft Gefahr, selbst ein schlechter Mensch zu werden, wie der ein unglücklicher wird, der sich stets mit den glücklichern vergleicht; und so wie es beym Bespiegeln gewiß nicht einerley ist, ob man sich in einem

plas

planen oder convexen oder concaven Spiegel beschauet, so geht es auch beym Bespiegeln im Leben andrer Menschen, oder in ihren Biographieen.

Sollte wohl das bloße Herabsehen auf schlechte Menschen, ohne Gemeinschaft mit ihnen, schlecht machen, und nicht vielmehr dahin führen, sie verächtlich zu behandeln? B.

207.

Man behauptet, es bestehe das Summum der Kunst zu schreiben darin, so zu schreiben, daß der kluge Leser glaube, man habe ihm seine eigne Gedanken nachgeschrieben. Sollte man aus dieser Wahrnehmung oder Ahnung nicht schließen, daß alle Menschenseelen einerley Vermögen besitzen, und daß der hochgepriesne Verstand weiter nichts sey, als eine höhere Art von Instinkt oder Kunsttrieb, der sich jedesmal äußert, wenn er durch etwas ihm Aehnliches oder Zusprechendes berührt wird, und dieses stark genug ist, das wegzuräumen, was ihn hindert, eben so zu denken?

Es ließe sich dadurch auch erklären, warum der gemeine Mann den Gelehrten nicht eher versteht, bis er über die Sache mit natürlichem Verstande spricht. Die Perfektibilität

würde also auch nicht ins Unendliche gehen, sondern nur bis dahin, wo alle in der Seele liegende Fähigkeiten geweckt und in Umlauf gebracht wären; wäre dieser Punkt erreicht, so müßte das Wesen in eine neue Gattung übergehen — das Thier bekäme Vernunft, der Mensch stiege in die Region höherer Geister. Wer als Kind oder Cretin stirbt, verlöhre mithin nichts als die kurze Intervalle des Erdenlebens, das der gebildete Mensch vor ihm voraus behält.

Das Thier ist schon alles durch seinen Instinkt, und eine fremde Vernunft hat bereits alles für dasselbe besorgt. Der Mensch aber braucht eigne Vernunft, hat keinen Instinkt, und muß sich selbst den Plan seines Verhaltens machen. Da er aber nicht sogleich dazu im Stande ist, so müssen dieses andre thun, das heißt: der Mensch muß erzogen werden. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Er kann aber nur durch Menschen erzogen werden, die ebenfalls erzogen sind. Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, dann erst würde man sehen, was aus den Menschen werden könnte. Da aber die Erziehung theils den Menschen einiges lehrt, theils einiges in ihm nur entwickelt, so kann man nicht wissen, wie weit seine Naturanlagen gehen?

Es giebt eine Bestimmung des ganzen menschlichen Geschlechtes, bey den Individuen aber ist die Erreichung völlig unmöglich. Nicht einzelne Menschen, sondern die ganze Gattung soll dahin gelangen. Es ist eine tröstliche und erfreuliche Vorstellung, daß die menschliche Natur durch Erziehung immer besser werde entwickelt werden, und daß man letztere in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist; denn sie eröfnet uns den Prospekt zu einem künftigen glücklicheren Menschengeschlecht. B.

208.

Mit der alten Litteratur geht es den Geschäftsmännern, wie den Weibern mit der Musik, die sie oft als Mädchen leidenschaftlich trieben, als Hausfrauen über Gebühr vernachlässigen, als Matronen aber gern wieder hervorsuchten, wenn sie die Noten nur nicht schon zu sehr vergessen hätten und die Steifigkeit der Finger fühlten.

209.

Erinnerung und Erwartung sind die eigentliche Würze der Gegenwart. Es darf daher nicht befremden, daß das Alter selbst der Gegenwart Freuden unschmackhaft findet. Das Gedächtniß ist dann oft zu schwach, um sich vergangner fröhlicher Genüsse zu erinnern, und

das Blut zu kalt, um sich zur Erwartung gleicher Freuden in der Zukunft, schneller zu bewegen.

210.

Wie läßt sich die Liebe zur Freyheit im Herzen mit der Ueberzeugung, daß Monarchie die beste Regierungsform sey, zusammen reimen? Vermittelst der Erfahrung, daß erstre in Licenz, letztre in Tyranney ausarten würde, wenn Freyheit nicht die Monarchie vor Misbrauch warnte, und die Monarchie nicht der Freyheit den Weg zeigte, auf dem beyde vereint an Stell und Ort gelangen können.

211.

Wenn ein entfernter Freund etwas unternimmt, das ich nicht für gut halte, so wünsch' ich mich viel lebhafter gleich zu ihm hin, als in Fällen, wo mir sein Betragen Freude macht.

Außerdem, daß das Unangenehme jederzeit stärker auf ein empfindliches Herz wirkt, vielleicht auch permanenter ist wie das Angenehme, so scheint mir der Grund jener verschiednen Gefühle darin zu liegen, daß die Freundschaft, ihrer uneigennützigen Natur gemäß, sich verpflichteter findet, jedes Uebel vom Freunde ab-

zuwenden und ihn gerechtfertigt zu sehen, als seine Freuden im ersten Moment mit ihm zu theilen. Im letzten Fall sieht sie ihn in Sicherheit, beym ersten aber in Gefahr.

212.

Die Heiterkeit des Greises verhält sich zur Heiterkeit des Jünglinges, wie die treflich mit Eisblumen bezeichneten Fensterscheiben zum Blumenbeet im May und Junius. Für das Auge haben beyde eigenthümliche Schönheiten, wer aber die Fensterscheibe berührt, erkältet die Finger, und wer die Lenzblumen pflückt, labt sich an ihrem Dufte — Beyde finden indessen in der heissen Sonne ihren Untergang und die Dauer im Schatten — Schatten ist Mäßigkeit, die länger währen macht — lang aber währt im Leben — Nichts.

213.

In einer Republik müssen besonders die hohen Staatsbedienten nicht die Popularität, und in Monarchien eben so wenig die Rojalität verlieren, um nicht zum Schaden der Regierung des Hauptmittels zur Wirkung auf das Wohl des Ganzen verlustig zu werden.

214.

Im Begrif des Worts Privilegium, man mag ihn wenden und drehen wie man will, steckt immer Sünde wider ein Gesetz. Sind Privilegia zwar drückend, aber doch nicht wider die Menschennatur, so lasse man sie unangefochten und suche durch gütliche Entschädigungen ihren Zwang zu mildern — sind sie aber wider die Natur, obgleich uralt, so verkümmre man dem Leidenden nicht sein unnehmbares Recht sie anzufechten, ihre Vorzeigung zu fordern und gegen sie zu klagen —

Schande alsdann dem Richter, der nicht die Gelegenheit ergreift, die Natur in integrum zu restituiren. Ist der Fall mit Privilegien so, wie bey der Donation des Pipins über das Patrimonium Petri, die zwar vielfältig allegirt aber ihrer Nichtexistenz wegen noch nie vorgezeigt worden, so doppelte Schande dem Richter, der im Fall solcher Naturbeleidigung den Beleidiger im Possessorio zu schützen sich kein Gewissen macht.

Cicero (de legibus III. 13.) sagt: scitum est jussum in omnes, und ist daher der Meynung, daß auch selbst das Volk keine Privilegia ertheilen müsse, weil die Stärke des Gesetzes nur darin bestehe,

daß es sich auf jedermann erstrecke. Auch in neuern Zeiten hat Syejes (in der Schrift über die Vorrechte ꝛc.) ausgeführt, daß Privilegia überall unrecht und beleidigend sind.

Man kann aber beyden nicht ganz unbedingt beypflichten. Es giebt nur ein einziges angebohrnes Recht: Freyheit, und dieses muß durchaus nicht gefährdet werden.

Wenn durch ein Privilegium einem Einzelnen etwas zu thun verstattet wird, was vorher allen erlaubt war, so wird es freylich allen übrigen verbothen; dieses ist aber noch keinesweges ein Zustand der Ungerechtigkeit. Man setze: es erfindet jemand im Staat eine nützliche Sache, will sie aber nicht mittheilen, wofern ihm nicht der Nutzen davon auf 10 Jahre ausschlüßlich zugesichert wird. Würde es sich, als allgemeines Gesetz gedacht, widersprechen, wenn einem jeden, der sein Leben auf eine nützliche Erfindung verwendet hat, 10 Jahre den Nutzen davon allein zu ziehen, gestattet würde? Nun hat jeder, der in den Staat tritt, sich verbindlich gemacht, solche Verordnungen sich gefallen zu lassen, die als möglichste Mittel zur Culturbeförderung gedacht werden können, und ist diese nur durch eine Einschränkung möglich zu machen; so kann sich keiner über Verletzung seiner Rechte beklagen, wenn solche Einschränkung eintritt. Mag es in der Welt viele nicht auf dem Staatszweck beruhende Privilegia geben, deshalb sind sie es aber

nicht alle, und die Ungerechtigkeit fließt nicht aus ihrem Begriff. Der Rechtslehrer findet hierin keinen Anstoß, vielleicht der Politiker mit mehrerem Recht. Montesquieu sagt indessen selbst: es führe der Gebrauch der Privilegien auch bey den freysten Völkern der Erde zu dem Glauben, daß es Fälle gebe, wo man der Freyheit einen Schleyer überwerfen müsse, wie man die Bildsäulen der Götter verbirgt. B.

215.

Wenn der Staat ein allgemeines Gute beabsichtigt, kann es wohl schaden, daß ein Privatmann dieses allgemein bezweckte Gute für sich noch eher thut, als der Staat es öffentlich befohlen hat, und sollte die Bekanntwerdung dieser einzelnen guten Handlung der Erreichung des Guten im Ganzen hinderlich werden können? Ists also nicht unrecht, wenn ein Staatsdiener das Publicwerden eines solchen Falles zu verhüten sucht? Verräth diese Verhütung nicht vielmehr eine Abneigung oder gar ein heimliches Widerstreben gegen das allgemeine Gute? Sollte es nicht eine baare Absurdität genannt werden, wenn man während der Erwägung und Verhandlung des großen wohlthätigen Geschäftes das nicht will bekannt werden lassen, was Einzelne darüber denken und zum redenden

Beweise der Ausführbarkeit schon gethan haben — Kann es vernünftige höhere Staatsursachen zu solcher Verheimlichung geben? Heißt dies nicht vielmehr den guten Rath verbieten, um in der Folge Entschuldigungen für eine schlechtgerathne That zu haben?

216.

Das Wort dienen sollte man nie ohne das Wort nützlich werden denken: denn je nachdem ein Dienender seinen Vortheil dem Vortheil des Staates unterordnet oder selbigen ihm nachsetzt, ist er ein bloßer Miethling oder ein ächter Staatsbeamter.

217.

Der allerbest eingerichtete Staatsdienst kann nicht ohne eine Art von Disciplin lange in seiner Ordnung bestehen: vielleicht ist der Militärdienst blos darum nie ganz in Verfall gerathen, ja vielleicht immer besser geworden, weil in ihm der Oberste wie der Unterste der Disciplin unterworfen ist. Wie sehr Disciplin die Erhaltung befördert, sieht man auch in den Klöstern, wo sie so oft die Fehler schlechteingerichteter Ordensregeln gut macht. Disciplin ist der rechte Arm der ausübenden Gewalt, der ihr den todten Buchstaben des Gesetzes les

bendig, wenigstens leserlich machen hilft. Bey jeder Staatsorganisation sollte jedesmal auch eine disciplinarische Aufsicht über alle Collegia gestiftet werden, die in der Folge die Officianten bewahren würde, nicht aus dem Takt der Methode zu kommen, wenn sie etwa ein Textwort vergessen hätten.

Disciplin ist Disciplin, und diese findet im Staatsdienst nicht statt. Zucht ist, negativ nehmlich, eine Handlung, wodurch man den Menschen die Wildheit benimmt, die unabhängig von den Gesetzen seyn will. Im Staatsdienst ist allerdings eine Controlle und eine Rüge der Pflichtübertretungen nothwendig, beydes aber kann man nicht füglich Disciplin nennen. B.

218.

Da Land- und Stadt-Wirthschaft sich so nahe verwandt sind, daß in der Vorsorge für sie so wenig, wie in der Kinderliebe bey der Erziehung ein Unterschied gemacht werden sollte, so wäre zu wünschen, daß die Verwaltung niemals blos coordinirten Collegien an Einem Ort übergeben würde, weil sonst leicht Collisionen entstehen, die bald den einzelnen Bürgern, bald dem Staat nachtheilig werden können. Sind aber solche Behörden einmal neben eins

ander gestellt, so wäre es vielleicht ein heilsamer Ausweg, auf den Nothfall einer Polizeyperson die Entscheidung unter dem Beding eigner Responsabilität anzuvertrauen.

219.

Alles wird durch ein Medium gesehen, ob dieses ätherisch (verständig) oder neblicht (leidenschaftlich) ist, davon hängt die Klarheit unsrer Ein- und Ansichten ab. Gäbe es eine sichere Anleitung, die Media nach Belieben zu bestimmen, so ließen sich alle Künste und Wissenschaften allen Menschen gleichgut beybringen: verpflichtet bleibt indessen jeder rechtliche Mensch, sich mit seinem Medio genau bekannt zu machen, damit er nicht dem ihm rundscheinenden Thurm die Wirklichkeit seiner viereckigen Gestalt ableugne. Ich habe Menschen gekannt, denen der Schall eines Worts zum Medio wurde, durch das sie Personen ansahen, z. B. gleiche Nahmen mit einer ihnen verhaßten oder lieben Person. Bey der Verschiedenheit des Glases in unsern Fensterscheiben läßt sich manches nützliche über die Media, durch die wir sehen, denken. —

220.

Wer nicht dient, um zu dienen ohne Rücksicht auf hohe Posten, und wer sich, wenn er letztre ohne sein besonderes Hinstreben erreicht hat, auf ihrer Höhe von dem Vergnügen da zu stehen berauschen läßt, der geräth auf den Abweg, theils gefährliche Mittel zu ihrer Behauptung zu ergreifen, theils durch vieles Umschauen nach allem, was ihm etwa dazu behülflich seyn könnte, einen dem Feststehen auf der Zinne gefährlichen Schwindel zu bekommen, und durch ängstliches Herumsehen ein eben so schlechter Staatsdiener zu werden wie der, der sich in seine Aemter und Würden auf mancherley Schleichwegen eingeschwärzt hat.

221.

Die Naivität äußert bey ihren Geburten eine wirklich unbefleckte Empfängniß, sie sind daher ächte Jungfernkinder: sie wird angebohren, und man kann sie sich nicht so wie Unbefangenheit zulegen, oder noch weniger erwerben, wie die Freymüthigkeit zu mancher auf Wegen gelangt, die nicht in der Wahrheit bestehen. Ohne Unschuld giebt es keine wahre Naivität, weil diese auf einer von allen Rücksichten freyen Aeußerung über Personen und

Sachen, mit denen man conventionelle Begriffe zu verbinden gewohnt ist, beruht. Sie erfodert also eine Unbekanntschaft mit diesem Conventionellen, die man beynah allein bey sehr jungen und noch uncultivirten Menschen antrift. Bey der Bekanntschaft mit der Welt und in einem gewissen Alter geht die Naivität leicht in satyrische Laune über, die aber auch nicht auf die Länge ausreicht. Asinus omnia sua secum portans kann zum Exempel angeführt werden.

So viel Eindruck auch die naive Scenen in manchen Schauspielen auf mich machen, so erregen sie doch jedesmal zugleich eine bittre Empfindlichkeit gegen den Charakter des Verfassers, der mir einer Falschheit verdächtig wird, ja ich fühle einen heimlichen Verdruß darüber, die Naivität, dieses Kind der Unschuld, zur Schau ausgestellt zu sehen. Der Finger der Kunst, der die Naivität anfaßt, macht ihr blaue Flecken.

Die Wirkung des Naiven ist stets ein fröhliches Lachen bey denen, die in der Kunst zu scheinen schon geübt und gewitziget sind; und warum soll der Dichter dieses nicht auch, ohne daß er sich einer Falschheit verdächtig macht, vermittelst seiner Kunst zu erregen suchen? Naivität ist Offenherzigkeit aus Einfalt, und wird nicht blos bey sehr

jungen, sondern auch bey Mädchen, die sich der Mannbarkeit nähern, angetroffen, oder auch bey Landleuten, die mit den Stadtmanieren unbekannt sind. Freylich wird nun wohl häufig die auf das Theater gebrachte Naivität, statt gutmüthig und liebevoll belacht zu werden, wirklich ausgelacht, dann aber ist die plumpe Hand des Künstlers Schuld daran, und nur in diesem Falle könnte man sagen, man mache der Naivität blaue Flecken durchs Anfassen. B.

222.

Im Betragen äußert sich ein beträchtlicher Unterschied zwischen Einfalt und Dummheit, jene ist mit einer besondern Herzensreizbarkeit verknüpft, die der Dummheit beynah ganz abgeht, und von ihr nur etwa im Zorn geäußert wird. Am sichtbarsten unterscheiden sich beyde in Fällen, wo es auf Geduld ankommt, an der es der Dummheit gänzlich gebricht, und die die Einfalt in so reichem Maasse besitzt, als kaum der schärfste Verstand aufzuzeigen im Stande seyn würde. Geduld scheint mir fast das Summum des Verstandes und Herzenskraft zu seyn, und verdient die Wurzel aller Tugenden genannt zu werden. Der aus Grundsätzen Geduldige thut so zu sagen einen Blick in den Rath der Vorsehung,

der ihn überzeugt, daß alles nothwendig, mithin auch gut und nützlich, und daß es wahre Dummheit sey darüber zu murren.

In Beziehung auf das Erkenntnißvermögen ist einfältig derjenige, welcher nicht viel mit seinem Verstande auffassen kann, nur an dem Antheil nimmt, was zu seiner engen Sphäre gehört, und nur in dieser seine Augen langsam herumdreht: dumm der, dem es an Urtheilskraft mangelt, und der ohne Theilnahme nur vor sich hinstarrt. Da hier indessen der Herzensreizbarkeit gedacht wird, so ist auch bey der Charakterisirung des Dummen und Einfältigen auf das Begehrungsvermögen Rücksicht genommen. Sollte sich nun wohl Geduld als eigentliche differentia specifica zwischen Einfalt und Dummheit annehmen lassen? Als Wirkung des Verstandes und wahre Tugend, sind beyde ihrer unfähig, als Temperamentseigenschaft können beyde sie völlig gleich besitzen, alsdann aber hat sie als weibliche Tugend keinen eigentlichen Werth. B.

223.

So fürtreflich die Thätigkeit im kleinen und großen Dienst ist, so läuft doch das Volk Gefahr, durch sie Schaden zu leiden, sobald sie nicht vor Uebereilung gesichert wird, denn diese hindert entweder den Anfang, oder unterbricht den Fortgang und nöthigt zu einer Wie-

derholung, die dem Gewinnen des Endes eben nicht ersprießlich ist. Uebereilung steckt die Pflanze, die im Freyen zu ihrer Zeit eine dem Clima und Boden angemessene gute Frucht ges tragen hätte, unter die Treibglocke, unter der sie ausgeht oder verkrüppelt.

Wie manche Finanzverwaltung wird blos dadurch drückend und minder einträglich, weil man von ihrer heutigen Verordnung schon mors gen den reichlichen Ertrag erwartet und fordert, den sie ohne solche Ueberdüngung nach einigen Wochen gewiß reichlicher getragen hätte.

224.

Die Idee oder Erfahrung, die man vom guten Willen eines Menschen hat, vers anlaßt mehr Zutrauen zu ihm, als die von seis nem großen Verstande, durch welche das Zu- trauen oft sogar geschwächt wird, weil man Einwendungen voraussieht, die der Hülfsleistung vorhergehen und sie mindern könnten. Der Verstand ist höchstselten ohn' ein gewisses air von Selbstigkeit und Stolz, die den, der aus Leibes- oder Seelenbedürfniß zum andern seine Zuflucht nimmt, demüthigt und oft sogar zum Verzicht auf die Hinlänglichkeit eigner Kräfte zwingt. Giebt es nicht auch Geitzige, die viel Verstand haben, und die nicht eher aufhören

geitzig

geißig zu seyn, bevor sich nicht ihr Wille gebessert hat?

225.

Der ärgste Misbrauch der Censurgewalt wird da gemacht, wo man ihre Verbote anwendet, der sittlichen Gesinnung der Pluralität entweder eine andere Richtung zu geben oder sie zu hindern sich von ihren eignen Vortheilen deutlicher zu überzeugen, und eben auf dem Wege der Publicität die böse Absicht des partheyischen Censors einzusehen.

226.

Thätigkeit und Trägheit sind zwey Grundprincipe des Menschen, jene liegt in der Seele, diese im Körper. Je stumpfer der Geist, je unthätiger der Mensch. Die Uebellegenheit des Körpers ist die Quelle der Trägheit. Der Cretin ist durchaus träge, der Wilde ist thätig, aber nur in Dingen, die er versteht, z. B. in der Jagd. Die Trägheit mancher Künstler zu allen Lebensgeschäften verschwindet, sobald ihr Geist von Gegenständen ihrer Kunst ergriffen wird. Hätte in solchen Augenblicken ihre Seele zugleich das Vermögen z. B. den Pinsel zu halten, sie würden so fort ans Werk gehen und es vollenden. Es

ist daher nothwendig, neben den Seelenkräften auch die des Körpers auszubilden, damit letztere so zu sagen Lust und Geschick zur Thätigkeit erhalten, und diese nicht hindern, das nützliche Uebergewicht zu gewinnen.

227.

Leidenschaften gleichen der Voltaischen Säule, deren Drathberührung die gewaltige Erschütterungen hervorbringt, und die so lange währen, als man den Drath in den Händen behält.

228.

Die Schönheit einer Tugend und die Häßlichkeit eines Lasters genauer zu erkennen und zu bestimmen, untersuche man bey beyden die Eigenschaften des Orts, der Umstände ꝛc. wo sie entsprangen, was sie veranlaßte, was sie umgab, was sie für Folgen hatten, denn ohne diese Vorkenntnisse fällt das Urtheil immer schief oder flach aus.

229.

Da das Gebet schlechterdings ein Glauben an Gott voraussetzt, so könnte man es einen Durchbruch der Empfindung vom Daseyn der Eigenschaften Gottes nennen, an die man sich

in vorliegenden Fällen wendet. Der Verstand allein scheint mir zum Beten unvermögend, und ich glaube, es gehöre eine starke Gefühlsportion dazu, um in den Enthusiasmus des Betens zu gerathen, ohne den ich alles Beten für Lippengeplerr halte.

230.

Große Nachlässigkeit und große Geschäftigkeit können im Dienst beynah gleichen Schaden thun, wenn jene mit vielem Verstande und diese mit Schelmerey vereint ist; im ersten Fall verfault die gute Saat im Boden, im andern überwächst sie das Unkraut.

231.

Gefährlich Kranke, die viel von den angenehmen Beschäftigungen sprechen, die sie nach ihrer Genesung vorzunehmen willens sind, scheinen sich die in ihrem Innersten geahnte Besorgniß, zu sterben, durch solche Entwürfe ausreden, oder sie über selbigen vergessen zu wollen. Sollte aber auch der Gedanke, daß der Seele durch Richtung auf neue Plane ꝛc. Lust und Kraft zur längern Gemeinschaft mit dem Körper beygebracht werden könne, ganz ohne alle Wahrheit seyn? Kant sagte einmal im Gespräch über Hufelands Kunst lange zu leben, freylich nur im Lachen, zu mir: „Das Plan-

„machen muß man auch unter die Mittel zur „Lebensverlängerung aufnehmen, denn sind „die Plane gut, so wird einem der Himmel die „Zeit zu ihrer Erfüllung nicht verkürzen.“

232.

Nachdem man sich von der Ueberflüßigkeit der Wiederholungen der Dienstеyde überzeugt zu haben scheint, so wird jetzt so vielfältig examinirt als ehemals geschworen wurde. — Könnte nun nicht ein Präsident durch diese Examina den Verstand aller seiner Räthe bald kennen lernen, wenn er das Prüfungsgeschäfte von allen nach der Reihe vornehmen ließe, und ihnen einen Wink über die Gegenstände gäbe? Aus klugen Fragen läßt sich ein sicherer Schluß auf eignes Vermögen zu klugen Antworten machen.

233.

Im Raum und in der Zeit besteht alles. Die Polizey jedes Ortes sollte sich daher um beyde durch Sinne und Verstand bekümmern, um sich die ihr höchstnöthige Kenntniß der Personalität zu erleichtern. Hat sie von diesen 3 Dingen gehörige Notiz, und vermag doch nichts auszurichten, so sind ihre Officianten entweder nicht ehrlich, oder sie sind

ärgre faule Bäuche, wie nach St. Paulus die Kreter waren.

234.

Wenn gleich der Eifer, der in dringenden Nothfällen z. B. Feuer-, Wasser-Gefahr ꝛc. laut ausbricht, manchmal ein Beweis vom verlohrnen Hülfskopf ist, so ist doch die stille Gleichmüthigkeit bey solchen Ereignissen keinesweges ein Beweis, daß man den Kopf behalten habe. Wer zu dem Fall und in dem Fall einen Kopf hat, muß ihn durch Handeln zeigen; oder Kopf haben müßte in etwas anderm bestehen, als in der schnellen Uebersicht des Zwecks und der Mittel zu seiner Erreichung.

Der Ausführungseifer, der den Geist in Bewegung setzt, drängt die leiblichen Organe zur Hülfsleistung, und dieser Drang wird laut, und muß es werden, um vielleicht auf die Glieder der Trägen zu wirken, damit ihre äussere Bewegung auch die innere errege. Wer bey solchen Gelegenheiten den Oberbefehl hat, hüte sich nur, daß nicht der Geist das Blut zu warm mache, lieber wärme das Blut den Geist. Wer in Gefahr von der Pflicht, den Kopf zu behalten, sprechen kann, hat ihn gemeinhin schon verlohren, oder wenn er einen hat, nicht Lust ihn zu brauchen.

235.

Das Sprichwort: wo Furcht ist, da ist auch Besserung, trift nicht immer zu. Es fallen im Dienst Revisionen vor, vor denen die Furcht vorausgeht, und denen doch keine Besserung folgt. Vermuthlich aber wohl deshalb, weil der strenge Revisor beym inneren Gefühl sich zu hart ausgelassen zu haben, diese Uebereilungshärte durch Nachsicht bey der Besserung zu vergüten sucht. Streng, hart und zornig sind drey Worte, um deren Sinn sich jeder Untersucher genau bekümmern muß, damit er sie ja nicht für Synonima oder einen bloßen Redner-Climax halte. — Videre verum, atque uti res est dicere möcht' ich die Hauptregel und Pflicht aller Inquirenten nennen.

236.

Die dunkle Schreibart des Persius, J. G. Hamans ꝛc. gleicht einem mit Pfeilen reichlich angefüllten Köcher, in welchen sie aber so tief eingesteckt sind, daß es unmöglich ist, sie mit der Hand, ohne ein Hülfsinstrument, auszuziehen, wodurch aber ein großer Theil ihrer Brauchbarkeit auf der Lebensjagd verlohren geht. Quelques fois on pousse son avis trop loin et autant plus à tort, qu' on a raison —

Diese höchst richtige Bemerkung hab' ich mit Befremden im Montaigne vermißt.

237.

Mich wundert es gar nicht, daß manches immerwährende Einerley der Arbeit die Menschen nicht beläſtiget. Es liegt ein unzerſtörbarer, obgleich oft ganz unbemerkter Keim des Vergnügens im Componiren, geſchehe es mit dem Geiſt oder auch nur mit der Hand. Ein körperliches Geſchäft beruhigt daher oft den Geiſt, den keine Anſtrengung des Raſinements zu beruhigen vermochte. Darauf kommt es nur immer an, die ſchicklichſte Compoſition zu wählen oder zu treffen, um als großer Schriftſteller oder als armer Taglöhner beruhigendes Glück in ihr zu finden. Wer weiß, liegt nicht auch in ihr die nächſte oder Haupturſache der älterlichen Liebe, Geduld und Hoffnung zu, mit und auf ihre Kinder!

Liegt im Componiren nicht Mannigfaltigkeit theils in der Verſchiedenheit der zu einem Ganzen zu verbindenden Theile, theils in der Anordnung und Zuſammenfügung ſelbſt, welche, wenn ſie die ſchicklichſte und vollkommenſte werden ſoll, Beurtheilung, Nachdenken und Verſuche erfordert?

In der Schriftſtellerey findet die wenigſte Einförmigkeit ſtatt, wenn auch die zu bearbeitenden

Gegenstände zu Einer Hauptwissenschaft gehören — wie oft muß nicht der Dichter seine Darstellungen und Formen ändern — überall also Mannigfaltigkeit.

Ist es nicht die Abwechselung, welche den durch anhaltendes Denken angestrengten Geist beruhigt und stärkt, indem er zu einer körperlichen Beschäftigung übergeht, die nur wenig Nachdenken fordert, und ihm also Zeit zur Erholung läßt? B.

238.

Wenn es einem auffällt, manche Officianten, die ihr Stand keinesweges zu großem Aufwand nöthigt, und die außerdem wenigere Arbeiten haben, als viele weit schlechter besoldete, doch mit großer Einnahme begabt zu sehen, so kann man sicher annehmen, es sey bey der Fundation ihrer Stelle die reiche Einnahme darum angewiesen, weil die leichtere und sichrere Verwaltung dieses Amtes Ausgaben erfordert, die in keine Rechnung gebracht werden konnten, indem es unmöglich war, sie zu controlliren, oder im Fall man letztres thun wollte, die Unterschleife zu verhüten. — Wendet in der Folge ein so reichlich dotirter Officiant die große Einnahme blos in proprios usus an, so macht er den sonst wohl verdienten Amtslohn zum Sündengelde.

239.

Anordner und Aufseher des öffentlichen Unterrichts könnten aus der achtsamen Durchlesung der civil und criminal Prozeßtabellen manches lernen, was in den Unterricht der Jugend zur Verbesserung des Nationalcharakters aufgenommen zu werden nöthig wäre.

240.

Mit manchen Menschen ist es leichter ein Jahr zusammen zu wohnen, als sie auf wenige Tage zu besuchen. Im ersten Falle ergiebt man sich in ihre Langweiligkeit und existirt blos neben ihnen, im letztern Fall heischt es die sogenannte Lebensart, ihrer Langweiligkeit aus der Noth zu helfen und mit ihnen zu leben. Wer es nicht selbst versucht hat, zeihe meine Bemerkung deshalb keiner Unrichtigkeit.

241.

Da das Leben eigentlich nur ein Gang zum Tode ist, von dem allein man den Einlaß in den neuen Zustand erwartet, sollte man sich denn die unangenehmen Vorstellungen, die man gewöhnlich von ihm hat, nicht dadurch angenehm machen können, wenn man sich das Leben als einen Wettlauf dächte, an dessen Ziel

zwar jeder seine eigne Prämie bekäme, deren frühere Erhaltung aber denn doch, so wie es mit den Belohnungen auf Erden sich ereignet, uns um so mehr erfreuen müßte, als wir andre Mitläufer mit größrer Mühe und später das zu gelangen sähen.

242.

Gute Laune schafft eine Genügsamkeit, die den Genuß auch eines kleinen Freudenantheils ansehnlich vergrößert. Wo sie fehlt, da muß das Schicksal die Freudenanlässe verdoppeln, wenn es sie fühlbar und dafür dankbar machen will. Da aber das Schicksal selbst nicht immer gelaunt ist, um sich nach unsrer Laune bey Freudenzumessungen zu richten, so suche sich jeder so viel gute Laune anzuschaffen, als er vermag, um in jedem pro ut jacet ein Vergnügen zu finden, und hüte sich besonders vor dem Gedanken, daß eine Launenverbesserung unmöglich sey.

Gute Laune ist zwar eigentlich eine Temperamentseigenschaft, und wird dem melancholischen nur höchstselten zu Theil, allein sie kann doch auch wohl eine Wirkung von Grundsätzen seyn, würde sonst wohl Epikur das stets fröhliche Herz als Prinzip der Ethik aufgestellt haben?

243.

Das lange Gewöhnen an eine mittelmäßigglückliche Lage macht einen, der nicht von sehr lebhaftem Temperament ist, beynah unfähig, sich auf der Stelle über eine weit glücklichere Lage zu freuen: die Reminiscenz des vorigen Zustandes mischt sogar noch lange etwas Wermuth in die Süßigkeit des Gegenwärtigen. Eine neue Bestätigung der Lehre, daß alles auf die Gewohnheit ankommt.

244.

Das logische Verboth, vom Kleinen aufs Große zu schließen, kann nicht immer als gültig angenommen werden. Aeußre Ordnung ist unstreitig das Kleinere, innre das Größere, und doch läßt sich vom Mangel an ersterer mit vieler Wahrscheinlichkeit auch auf den Mangel an letzterer schließen. Von einer Polizey, die ihren äußern Beruf vernachlässigt, erwartet man beynah keine gehörige Thätigkeit in den höhern, unsichtbaren Gegenständen. Freylich kann es Fälle geben, in denen ihr die Vorsorge für letztere keine Zeit zur Besorgung der erstern gestattet, indessen thut doch jeder Polizeyofficiant wohl, wenn er nicht durch versäumten Fleiß und Aufsicht fürs Aeußre seine

pflichtmäßige Betreibung des Innern in schlimme Nachrede bringt.

Das Wort vornehm müßte blos in den Grenzen der Geburt und des Dienststandes bleiben, denn wer die Vornehmschaft weiter ausdehnt und sonst noch äußerlich in ihr zunehmen sucht, nimmt in gleichem Verhältniß an mancherley Tugenden der Menschheit ab, und stirbt bey dieser Zunahme des moralischen Todes, wie der Wassersüchtige des physischen, bey der Ausdehnung seiner Leibesmasse.

Denkt man sich unter dem Vornehmseyn die Neigung immer oben schwimmen zu wollen, so ist solches nicht ehrenwerth und kann auch in den Grenzen der Geburt und des Dienststandes nicht gebilliget werden. Denn diese Neigung begründet den Hochmuth, und Hochmuth ist a) ungerecht, indem er die Achtung verlangt, die er andern verweigert, und die Achtung anderer beleidigt b) thöricht, indem er Mittel braucht zu Etwas, was nicht werth ist Zweck zu seyn, und c) noch mehr als thöricht, indem er durch den Gebrauch solcher Mittel, die bey andern gerade das Widerspiel seines Zweckes hervorbringen müssen, Unverstand zeigt. B.

246.

Prose und Verse möcht' ich für so verschieden unter sich erklären, wie Mann und Weib es sind. Wer in einem recht vollkommen ist, tritt nie zum andern mit gleicher Vollkommenheit über. Die Vollständigkeit der Zwittergeburt wird in der physischen Natur stark bezweifelt, und in der literarischen sollte man sie gar nicht annehmen. Wer recht schöne lebhafte verständliche Prose schreibt, macht sich eben dadurch zur Poesie unfähig. Diese ist ein Blumenbeet, jene eine blumenreiche Wiese, das Verpflanzen aus der letztern in das erste macht Mühe und ist mißlich, aus dem Garten auf die Wiese glückt es beynah gar nicht.

Wenn Prose den Versen entgegengesetzt wird, so kann man sich unter beyden Schreibarten doch nur die metrische und die ohne Metrum denken, beyde lassen sich erlernen, und warum sollte man denn nicht auch in beyden eine gleiche Fertigkeit erlangen können? Ist vom poetischen Styl, der auch ohne Metrum seyn kann, und vom prosaischen die Rede, so läßt sich der Unterschied doch auch nur im Grade der Lebhaftigkeit finden, und könnte man allenfalls zugeben, daß der, der sich im poetischen auszeichnet, zu mehreren Arten des prosaischen z. B. zum Geschäfts- Lehr- Styl nicht ganz

geeignet seyn dürfte — obgleich es auch hier manche Beyspiele in contrarium giebt. B.

247.

Wie es ein gewaltiger Unterschied ist zwischen nicht vermögen, aber doch wollen, und zwischen nicht wollen, aber doch vermögen, indem letztres oft Ehre und Freude bringt, ersteres hingegen immer unangenehme Empfindungen erregt; so scheint es mir auch gar nicht einerley zu seyn, erst ja und hernach nein, oder erst nein und drauf ja zu sagen, oder sich mehr zum Jasagen als zum Neinsagen zu gewöhnen. Hofs und schwache Leute, wofern dieß nicht in manchem Betracht synonime Benennungen sind, sagen fast immer ja, und müssen sich doch in der Folge oft zum nein bequemen. Ein braver Mann erwiedert oft Nein, um zum thätigen Ja Zeit zu gewinnen, und lieber eine Besorgniß als eine falsche Hoffnung zu erregen, die jederzeit eine traurige Folge hat. Ich halte es daher lieber mit dem, der öftrer Nein als Ja sagt, und glaube, es beschäme einen weniger, sich vom Nein zum Ja zu erholen, als sich vom Ja zum Nein entschließen zu müssen.

248.

Bey der größern Freude im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen, fällt mir jedesmal ein General oder Präsident ein, der alle Arbeiten seiner Subalterne nicht allein versteht, sondern auch treibt, aber die ihm nothwendigste Eine Kunst, Chef zu seyn, über dem kleinern Dienst vernachläßigt, oder aus Zeitmangel nicht ausüben kann.

249.

Das Gefährlichste bey der Monarchie ist ihre gewöhnlichweiche Seite für die rechtswidrigste Aristocratie, von der sie leicht gemißbraucht wird, wie solches selbst das Beyspiel des großen Monarchen Friedrich II. zeigt. Gewöhnliche Regenten merken sie gar nicht, und schlechte finden zuletzt den geistigen Tod in ihr, manche sogar den leiblichen wie z. B. Ludwig XVI. In der Feindschaft der Einzelnen gegen das Gesetz liegt ihr Beeifern, sich über den zu erheben, der die Gesetze giebt, um letztre ganz zu ihrem Vortheil einrichten zu lassen. Ein großer Monarch nutzt die Verstandsaristocratie, besitzt er aber nicht selbst überwiegende Kräfte und ist er nicht gegen die Verstandscoali-

tionen auf seiner Hut, so geräth er leicht auf Abwege, die selbst seine weise Monarchie dem Volke lästig machen, denn auch die Verstands-aristocratie hat Vorliebe für den Despotismus, weil er ihr die Kraft verleiht, das ungehindert auszuführen, was sie nach gehöriger Prüfung für gut und nützlich erkannt hat.

250.

Bey Instituten, die Wohlthätigkeit und Unterstützung der Nothleidenden zur Absicht haben, z. B. Hospitäler, Armenhäuser, Brandversicherungen ꝛc. sollte dem obersten Vorsteher weiter nichts bezahlt werden, als die Auslage der zur Führung seines Amtes erforderlich gewesenen Kosten; nur die leiblich dabey Dienenden müßten Gehalt empfangen. So wie es höchst üble Folgen hat, wenn der bey solchen Instituten arbeitende Theil offenbar sieht, daß der blos befehlende reichlich, und er nur kärglich belohnt wird, so sieht man dagegen die unbezahlten Obervorsteher sich der Sache gewöhnlich besser wie die hochsalarirten annehmen, vermuthlich aus dem Grunde, weil alsdann nur die sich einem solchen Geschäfte unterziehen, die wahre Lust und Liebe dazu haben, überdem giebt eigne Uneigennützigkeit ein Recht mehr, den Besoldeten zu seiner Pflicht anzuhalten.

Ein

Ein baukünstlich prächtig decorirtes Armenhaus zeigt meines Erachtens eine moralische Geschmacklosigkeit; sollte es nicht jedem als etwas weit ärgeres auffallen, wenn den Vorstehern eines Hauses für arme Krüppel Equipagen und Kunstgärten gehalten werden?

251.

Wer bis spät in die Nacht hinein arbeitet, aber sich durch langes Schlafen in den Tag zu entschädigen sucht, wird nie in solchen Fleißesruf kommen, wie der, der früh zu Bett geht, und früh aufsteht. Warum? Weil jeder Unbefangne aus eigner Erfahrung, wenigstens sich selbst, eingestehen muß, daß des Morgens alle Kräfte arbeitfähiger sind, und bey gleicher Anstrengung auch mehr und bessre Früchte wie der Abend bringen. Das aurora musis amica und Morgenstund hat Gold im Mund ist nicht von ungefähr zum Sprüchwort in 2 Sprachen geworden.

Man verwechsele nur nicht den Ruf des fleißigen Arbeiters mit der Wirksamkeit der Arbeiten. Werden die Nachtschwärmer, die die nächtliche Thätigkeit sehen, nicht von ihr reden, und sprechen diese nicht mehrentheils lauter wie die Frühaufsteher? Kommt es bey dem Morgen- und Nachtarbeiten nicht viel auf die Art der Arbeit an? Die Einbil-

dungskraft möchte des Abends wohl am lebhaftesten seyn — nur müßte die Revision, die dem Verstande gebührt, des Morgens nicht vergessen werden. B.

252.

Höchst selten äußert ein durch Stand und Geburt vornehmer Mann im Verkehr mit der niedrigern Menschenklasse nichts von dem jugendlich angewöhnten Glauben an seine vorzüglichere Natur. Der bey weitem größre Theil wird heftig und gebietrisch, sobald der zum Gehorchen sonst gewöhnte den geringsten Widerstand gegen einen auch ungerechten, oder unklugen Uebereilungsbefehl äußert, und scheint Willenlosigkeit für eine Pflicht der geringern Volksklasse zu halten.

253.

Von einem kunsterfahrnen Gemäldebeurtheilen hab' ich die Versicherung gelesen, daß man den Gemälden des Raphael, des Murillo, des Dürer, ihrer Idealisirungen unerachtet, doch jederzeit den Italiäner, den Spanier, den Deutschen ansehe. Ich finde dieses höchst natürlich: denn so wie es mir unmöglich scheint, anders als in seiner Muttersprache zu beten, wie man beten muß, so glaub' ich, würde auch der Mahler, der mit seinen Phys-

sionomieen aus seiner Landsmannschaft ganz heraus gehen wollte, sich zur höchsten Darstellung seiner Gedanken unfähig machen; sollte es ihm möglich seyn, die Eindrücke der Kunst und Natur aus der Jugendzeit, in welcher der Künstjünger sich zum Kunstmeister ausbildete, bis zum völligen Vergessen wegzuwischen? Genug wenn er nur kein Uebersetzer, kein Abschreiber wird.

254.

Die heftigen Bewegungen, welche von unglücklichen oder doch traurigen Schicksalen in der Seele veranlaßt werden, befördern ihre Stärke und Gesundheit, ja sie würde ohne gewisse Stöße manche in ihr tiefliegende Ideenreihe gar nicht aus sich hervor treten sehen. So ist die Aeolsharfe stumm ohne Windstöße, so geben Olivenbäume, die den Stürmen ausgesetzt sind, das beste Oel, weil die schlechten Früchte abgeschüttelt werden, und nur die recht gesunden bis zur gehörigen Reife an den Zweigen bleiben.

255.

Auch einem geübten Schriftsteller wird es zuträglich seyn, vor dem Beginnen seiner Arbeit etwas in einem klugen Buche zu lesen, sey auch dessen Inhalt ganz verschieden von dem

Gegenstande, über den er zu schreiben gedenkt. Oel ist von ganz andrer Natur wie Eisen, wer aber den widrigen Ton der rostenden Thürangel nicht hören, und das Schloß leicht aufschließen will, muß Schlüssel und Gewinde nicht zu lange ohne Oel lassen.

256.

Wenn ein Faktum einem Verständigen, der es erzählen hört, völlig unwahrscheinlich vorkommt, so ist zu vermuthen, daß Irrthum oder Betrug dabey im Spiel gewesen, welche die Kluft zwischen Wahrheit und Unwahrscheinlichkeit verdecken, aber nicht ausfüllen können.

257.

Auf Temperaments-Tugenden und Fehler muß man beynah' gleich genau acht haben, wenn man von jenen für seinen Charakter Nutzen ziehen, und von diesen nicht sein gänzliches Verderben erwarten will. Denn wenn man den Tugenden nicht durch Ueberlegung zu Hülfe kommt, so werden sie bis zum völligen Verschwinden läßig, und hält man die Fehler nicht durch Nachdenken in Schranken, so nehmen sie dergestalt überhand, daß zuletzt neben ihnen nichts gutes mehr aufkommen kann.

Wem die Natur beyde mitgegeben hat, muß suchen durch Kunstübung in der Tugend die Naturanlage der letzten zu überflügeln, — je dichter die Buche ihre Zweige verbreitet, je weniger kann ein andrer Baumaufschlag in ihren Schatten nachwachsen.

258.

Was man Popularität nennt, besteht eigentlich in der Naturgabe oder in der erlernten Geschicklichkeit, das Schwere einer Sache dem, der sie nicht versteht, so leicht und faßlich zu machen, daß er aus eigner Ueberzeugung oder aus Zutrauen zu dem, der sie ihm vorträgt, sie für wahr hielt, und das von ihm Gefoderte zu glauben oder zu thun sich entschließt. Wer von Natur populair ist, oder sich im Weltgebrauch dazu ausgebildet hat, von dem möcht' ich sagen, er bestreicht seine Worte und Werke mit chinesischem Lack, der dem Hammer und der Hitze in hohem Grade widersteht, statt daß der gewöhnliche weder Stöße noch Wärme aushält, und wenn er abspringt, die matte Grundfarbe sehen läßt. Zum Studio der Popularität gehört besonders auch das Rücksichtnehmen auf die Menschenklasse, mit der man hauptsächlich zu thun hat. Die Popularität eines Redners auf einem Reichstage in Schweden wür-

de gewiß ohne Effekt bleiben, wenn er sie da in eben der Art äußerte, auf die er unter den Dalecarliern alles ausgerichtet haben würde.

259.

Bey Anwendung der großen staatswirthschaftlichen Grundsätze, z. B. Salus publica suprema lex esto etc., muß man äußerst behutsam verfahren, damit ihr mehrentheils ganz offenbarer Positivismus nicht der natürlichen Privatwirthschaft, hinderlich oder schädlich werde.

260.

Kritisiren und übersetzen sind zwey gleich schwierige und undenkbare literarische Beschäftigungen. Der Kunstrichter soll verstehen, wie das Werk gemacht werden kann, der Uebersetzer muß all seinen eignen Verstand dem Geiste seines Originals hingeben, und wenn beyde alles gethan haben, was sie zu thun schuldig waren, so hält sie das Publicum doch nur für unnütze Knechte und glaubt, kritisiren und übersetzen sey leichter wie selbst machen, ja es regt sich sogar im fundo animae des ehrlichen Uebersetzers und Kritikers eine heimliche Zustimmung zu

jener Volksstimme, die immer etwas Demüthigendes mit sich führt.

261.

Wenn man Lebens- und Sittenlehren schreibt, muß man generalisiren, weil die Anführung des Specialfalles leicht in Satyre ausartet und von manchen als Pasquill gedeutet wird. Ist man sie im Dienst zu geben verpflichtet, so hab' ich bemerkt, daß die generellen nahmenlosen Zurechtweisungen in Collegiis den Hörern über die Köpfe fahren wie Nebelgewölke, deren Kleideranfeuchtungen ein kleiner Windzug oder Sonnenstrahl wegtrocknet. Ein Präsident dürfte daher wohl thun, sich immer zuerst an der einer Zurechtweisung bedürftigen Person unter vier Augen zu halten. Das Moralisiren in Collegiis sieht nach Furchtsamkeit aus, wenigstens nicht nach wahrem Ernst mit Abschaffung der Fehler. Der Canzelredner mag generalisiren, weil er vermuthen darf und kann, der weit größre Theil seiner Zuhörer laborire an der vorgeworfnen Sünde. Canzel und Präsidentenstuhl sind aber höchst verschiedne Stellen. Der Prediger steht vor der sitzenden Gemeinde, der Präsident hat das Recht, das Sitzen des Rathes zu unterbrechen und ihn zu sich zu rufen.

So klein diese Umstände scheinen, so verändern sie doch auch in diesem Fall, wie in vielen andern, die Sache sehr merklich.

Der treffendste Unterschied wischen dem Präsidentenstuhl und der Canzel möchte wohl darin liegen, daß zur Cognition des erstern die vollkommnen, zur Cognition der letztern die unvollkommnen Pflichten gehören. B.

262.

Es wäre keine unnütze Arbeit, wenn ein sachverständiger witziger Kopf eine Parallele zwischen dem Geist der Hofmannschaft und des Jesuittismus zöge, und der Welt ihre erstaunliche Aehnlichkeit in Worten und Werken darstellte. Vielleicht erfände dann die mehr unterrichtete Nachwelt eine wirksame Austreibformel für beyde Geister, denn an gasnerartigen fehlt es auch unsern Zeiten nicht, aber wer kennt nicht auch ihre Unwirksamkeit?

263.

Da Büchertitel für die meisten Verleger und Leser eine Witterung oder Lockspeise sind, auf deren Wahl sehr viel ankommt, so wundert es mich, daß ich im Meßcatalogus noch keinen Fallschirm gefunden habe. Was

könnte unter diesem Aushängschilde nicht alles zur Lehre, Reife und Besserung der Welt, besonders der großen, feil geboten werden, ohne daß man nöthig hätte, dem Titel ungetreu zu werden!

264.

Ob es andern auch so gehen mag wie mir, der sich einbildet, über den Tod andrer Menschen etwas mehr denken zu können, als über sein eignes Sterben? Mir bleibt bey dem Wörtchen Tod, auf mich selbst angewandt, immer dieselbe Dunkelheit, ich mag noch so viel Synonime hervorsuchen, und noch so viel Nebendinge zu Hülfe rufen, als ich will und kann. Die Wörter Tod und Gott haben dieses gemein, daß sich über sie nichts deutliches denken und sagen läßt, nur mit dem Unterschiede, daß dem Worte Gott im ersten Augenblick, wo wir es denken oder aussprechen, sofort das reiche Wort Alles zu Hülfe kömmt, und auf das Wort Tod so fort eine Erinnerung an Nichts folgt.

In der treflichen Recension von Novalis Schriften (Litt. Zeit. 1803. N. 259. ꝛc.) fand ich folgende 2 Allegata: ich weiß nicht woher;

Das ist ein Fall, wo man beym Denken nichts gewinnt,
Und tiefer dumm nur wird, je tiefer daß man sinnt.

* *

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabey auch etwas denken lassen —

265.

Nach Schleyermachers Grundlinien reiner Kritik der bisherigen Sittenlehre S. 75 stellt der höchstverehrliche Spinoza das Streben, sein eigenthümliches Daseyn zu erhalten, als das Wesen aller beseelten Dinge und als den letzten Grund alles menschlichen Handelns auf; über die Erbsünde macht man keinem Menschen Vorwürfe, und Christus giebt die Liebe zu sich selbst zum Maasstabe der Liebe zum Nächsten an; warum will man denn die Erbliebe zu sich selbst, deren Existenz gewisser wie die der Erbsünde ist, einem zum Fehler anrechnen?

Bis auf die neuesten Zeiten ging der Egoismus seinen Gang still und ungehindert fort, ohne zu schaden, als aber philosophische

Brausekopfe, wofern diese Benennung nicht ein Bull ist, vom Ich durch Sprachrohre zu reden anfingen, da gellten den andern Menschen die Ohren und man fand das Ich unleidlich, ob es gleich eigentlich nur an denen lag, die es so stentorisch aussprachen, und durch ihr Gekreisch den Freund seiner selbst zum Ichling herabwürdigten, wie der Empfindsamkeit durch die Empfindler auch begegnet war. Ohne die Wissenschaftslehre gelesen zu haben, behauptete ich von je her, daß im Ich mehr liege, als die meisten seiner überlauten Feilbieter wissen, oder seine voreingenommnen Widersacher ihm zugestehen wollen; und glaube auch noch, daß ohne seine Exaltation, die man Enthusiasmus, oft auch Schwärmerey zu nennen pflegt, keine große Thaten, ja ohne seinen gewöhnlichen Antrieb der Thaten überhaupt so wenig werden würden, daß das Menschengeschlecht in Trägheit verfallen und endlich in ihr versinken müßte.

Beschaut man die Sache beym rechten Licht, so findet man bald, wie das Beste von dem, was in der Krieges- und Friedens-Welt geschah, durch Menschen unternommen und ausgeführt wurde, die ihrem Egoismus eine so vernünftige Wendung zu geben verstanden

oder strebten, daß sie ihr Ziel glücklich erreichen konnten: und den Lohn der Nachwelt in großen Beynamen erhielten: denn die Titel Africanus, Euvergetes, Philosophus ꝛc. bezeichnen doch nur das, was diese Menschen mit einer persönlichen Vorliebe für die Sache, und also par excellence trieben und thaten.

Aechter Egoismus ist der Neigungsreiz, der uns antreibt, Dinge und Personen dergestalt in unsern eignen Wirkungskreis zu ziehen, daß sie diesem oder jenem unsrer Zwecke freywillig oder unvermeidlich förderlich seyn müssen. Er ist daher so sehr entfernt von der Sucht sich zu isoliren, daß er sich vielmehr um das Wohlbefinden seiner Nebenegoisten sorgfältig bekümmert, um sie nicht zu reizen, seinem eignen in den Weg zu treten. Der Unterschied zwischen dem geitzigen und dem guten Wirth, die beyde auf Gewinnstvergrößerung ausgehen, ist kaum einleuchtender, wie der zwischen dem wahren und falschen Egoisten, der sich anfangs lächerlich macht, und am Ende um die ihm vortheilhafte Kundschaften bringt.

Das Gefühl, nicht ohne andrer Hülfe bestehen zu können, und fremdes Intresse deshalb äußerst schonen zu müssen, scheint dem

Egoismus instinktartig eigen zu seyn, und aus ihm das Bestreben zu entspringen, seinen Vortheil in den Hintergrund zu stellen, und den der andern vortreten zu lassen. Es pflegen daher die ärgsten Schlinge am lautesten gegen den Egoismus zu declamiren, und hinter dem vorgehangnen Schilde allgemeiner Menschenliebe den häßlichsten Wucher mit ihrer Selbstliebe zu treiben. Bey all meiner Liebe und Hochachtung für J. J. Rousseau machen verschiedene Züge seines außerschriftstellerischen Lebens ihn mir dieser Schlingschaft verdächtig.

Schsliebe und Menschenliebe sind also die zwey Punkte, zwischen denen die gerade Linie des glücklichen und guten Menschenlebens sich von festen Händen ziehen läßt — wenn die Finger zittern, nehme das Lineal positiver Mittel zu Hülfe.

Die Geschlechtsliebe und der Egoismus haben es mit einander gemein, daß es von ihrem haushälterischen Gebrauch abhängt, ein Gut und Glück der Menschen zu bleiben, so wie sie es ursprünglich sind. Der Egoismus ist das Punctum saliens, aus dem das Glück ehelicher Liebe sich entwickelt. Denn dadurch, daß Mann und Weib Eins werden, bekommt

ihr beyderseitiger zusammenschmelzender Egoismus eine Kräftigkeit, die er einzeln nicht haben würde, und die in der Folge das häusliche Glück über jede andre Glückseligkeit erhebt.

Der hochberühmte public spirit und der noch bekanntere esprit de corps sind nichts als der Egoismus der Pluralität, den aber leider oft seine unverständige Richtung hindert, die Wunder zu thun, die er bey gehöriger Rektificirung zum Besten des Schönen und Guten thun könnte, ohne welche er aber gefährlicher wird, als er im Singulari werden kann. Sollte nicht der Egoismus der Corporationen eigentlich von der Egoisterey ihrer Vorsteher herkommen, die aus persönlicher Eigennützigkeit und Eigenwilligkeit die Kräfte des ihrer Leitung anvertrauten Egoismus der Pluralität in eine unzeitige Gährung bringen, deren Dämpfe erstickend werden?

Ohne wahren Egoismus ist man auf dem Wege, ein Kraftverschwender zu werden, oder wenigstens einen inhumanen Gebrauch von seinen Kräften zu machen.

Bey der Erziehung der höhern Stände sollte man vorzüglich auf die Bildung und

Richtung des Egoismus ihrer Individuen Acht haben, und ihn zum Mittel zu machen suchen, ihr Betragen gegen die zum Gehorchen mehr bestimmte Classe in pflichtmäßigen Schranken zu erhalten.

Die mancherley heimlichen Krankheiten, die die Egoismuszergliederer in ihm entdeckt zu haben glauben, und vor deren Ansteckligkeit sie in Anwandlungen eines eben so schiefgefaßten als an sich gar nicht zu verwerfenden Mysticismus warnen, finden sich nicht in seiner Natur, sondern in zufälligen Corruptionen des Ichs. Ist es die Schuld der Venus-Urania, daß es auch eine Venus pandemos giebt?

Ich denke, es leuchte aus meiner Rhapsodie hervor, daß der Egoismus einer feinen Pflanze gleicht, die sorgfältiger Wartung bedarf, um das geile Ausschossen zu verhindern, das die Blätter hart macht und zum nahrhaften wohlschmeckenden Gebrauch verdirbt. —

Schon Hagedorn sagt:

Die Liebe zu uns selbst, allein die weise nur,
Ist freylich unsre Pflicht, und Stimme der Natur.

Die Selbstliebe schätzt ihre Vollkommenheiten nach ihrem wahren Werthe, und befolgt in ihrer Beför-

derung das allgemeine sittliche Naturgesetz, indem sie sich nicht ausschließend zum Zweck ihrer Handlungen und Bestrebungen macht, sondern sich auch durch Beförderung fremder Vollkommenheit zu veredeln und zu beglücken sucht, und in so fern nur giebt Christus die Liebe zu sich selbst auch zum Maaßstabe zur Liebe des Nächsten an.

Von dieser Selbstliebe ist der Egoismus, sowohl der logische, der es für unnöthig hält, sein Urtheil am Verstande anderer zu prüfen, als auch der ästhetische, dem sein eigner Geschmack schon gnügt, nicht minder der praktische oder moralische, der alle Zwecke auf sich allein einschränkt, und der nur in dem, was ihm nützt, Nutzen sieht, sehr weit unterschieden.

Spinoza's Streben, sein eignes Daseyn zu erhalten, geht blos auf die Erhaltung der Würde der geistigen Natur des Menschen und ist mit dem Egoismus gar nicht zu verwechseln.

Man findet das Ich nur da unleidlich, wo es das Ich des andern empfindlich zurückdrängt, und ihm so zu sagen auf die Füße tritt.

Den Enthusiasmus, der zu den heldenmüthigsten Aufopferungen sich erhebt, immer exaltirten Egoismus zu nennen, halt' ich für eine Sünde wider den heiligen Geist, und nicht für eine der kleinsten.

In der Liebe gehört das dem Egoismus an, was ihr als Bedürfniß anklebt — die Venus Pan-

demos

demos — das Göttliche der Venus Urania strahlt vom Glanze des Gemeingeistes.

Der Egoismus wächst wie die großblättrigen starken Pflanzen nur auf sumpfigem Boden, und nur erst dann, wenn er durch das Vermodern der Pflanzen fest geworden, kann man erwarten, daß er Blumen und Kräuter zur allgemeinen Ergötzung und Benutzung tragen werde. B.

266.

Das liberale Denken und die pedantische Sinnesart sind ein Paar so arge Feinde, daß, wenn sie in Collegiis zwischen dem Präsidenten und den Räthen sich einnisten, der Dienst unendlich leiden muß. Sie führen gemeinhin den Krieg auf Tod und Leben, und verdrehen durch ihre wechselseitigen Stöße die Methode dergestalt, daß sich bey den Regierten nichts dadurch ausrichten läßt, und der innere Zank der Befehlenden den Haß der Gehorchenden nach sich zieht.

267.

Die höfliche Furchtsamkeit mancher Menschen kömmt keinesweges vom demüthigen Gefühl ihrer Schwäche, sondern von der hohen Ueberzeugung ihrer Ueberlegenheit und dem Widerwillen gegen die Gewalt andrer her, die

ihrer Kraftäußerung Schranken setzt, daß sie sie nicht nach ihrem Wissen oder Willen brauchen können. Finden sich so gesinnte Menschen unter den Subalternen eines Collegii, so hat man Ursache, sich vor ihnen zu hüten, ihr verhaltner Grimm kann arge Explosionen veranlassen.

268.

Da das nördliche Clima das Nacktgehen nicht erfodert, und die conventionellen Sitten es für unanständig erklären, so frägt sich: ob es nicht unsittlicher für das Auge des Zuschauers und nachtheiliger sey, sich in Nacktheit zu maskiren, als wirklich nackt zu erscheinen? Im letztern Fall würde des Kleiderlosen Unverschämtheit einen beleidigenden Anstoß geben und sich dadurch gehäßig machen, im ersten zeigt die Nacktheitsmaske, daß man das Unschickliche der Kleiderlosigkeit kennt und es nur zu bemänteln sucht. Kuckt aber nicht zu oft unter diesem Mäntelchen eine Geneigtheit hervor, bey Gelegenheit auch mehr als die conventionelle Blöße seiner Person zu zeigen?

269.

In keiner mir bekannt gewordenen Vertheidigung der Preßfreyheit hab' ich die praesumtionem iuris et de iure (rechtliche Vermuthung) angeführt gefunden, daß der erste, der seine Obrigkeit dahin brachte, ein Censurreglement zu geben, ein Mann gewesen sey, der entweder des durch die Publicität aufgedeckten Fehlers offenbar schuldig war, oder der bey äußerlicher Unschuld die Fähigkeit, ihn zu begehen, im Herzen lebhaft fühlte. — Ein ganz Unschuldiger war er gewiß nicht. In der Folge hat man in den Abstractis Religion — Sitten — Staat einen Vorwand zum Preßzwange gesucht. Man sehe nur die Drucksachen an, über welche Censuruntersuchungen am lautesten angestellt werden, ob nicht immer Menschen drin vorkommen, die ihre Persönlichkeit für beleidigt halten — und ob sie nicht mehrentheils ganz unterbleiben, wenn nur die Nahmen des Staats, der Religion, des Sittlosen nicht genannt sind. Der ungehinderte Verkauf so vieler höchst freyer, und die heftige Inquisitionen über manche weit bescheidnere, aber persönlicher treffende Bücher, beweisen obiges deutlich. Ich glaube daher noch immer an die Nothwendigkeit

und Unschädlichkeit der uneingeschränkten Preßfreyheit, wenn nur Drucker oder Verleger den Nahmen des Verfassers wissen, um letztern zum Beweise seiner Angabe nöthigen, und wenn er darin succumbirt, ihn bestrafen zu können.

Da es einen Misbrauch der Preßfreyheit giebt, so muß ihm von Seiten der Polizey entgegen gearbeitet werden. Unsittliche Schriften und Bilder, die die Schaam tödten, sind doch wohl durchaus nicht zu dulden; kann aber die Polizey ihrer Erscheinung auf eine leichtere Art vorbeugen, als wenn sie solche durch die Censur verhindert? Darf vielfältiger Misbrauch einer Einrichtung ihren Gebrauch stöhren? B.

270.

Es ist zwar gut, daß große, im Staatsdienst stehende Herren sich mit den schönen Geistern ihrer Zeit in persönliche Bekanntschaft setzen, doch möcht' ich es keinem rathen, einen von ihnen zum häuslichen Umgange oder gar zur Vertraulichkeit zuzulassen. In dem Moment, wo der vornehme Mann sich mit ihnen so zu sagen al pari stellt, fangen die Schönegeister gemeinhin an, sich ihrer Ueberlegenheit sicher zu halten, und versuchen es bald, die Rolle mit ihm zu wechseln; läßt er sie dann

sein bürgerliches Uebergewicht nur im mindesten fühlen, so läuft er bey diesem höchst reizbaren Geschlecht Gefahr, verkehrte Urtheile über sich ergehen zu hören. Man wende mir nicht Virgils und Horazens Beyspiel ein. Der Umgang in Rom und der bey uns hatte gewiß höchst verschiedne Regeln und Gewohnheiten, und Ovid scheint auch schon damals die Grenzen überschritten zu haben.

271.

Menschen, die die Tödtlichkeit ihrer Krankheit kennen, scheinen Beruhigung und sogar Genesungshoffnung zu schöpfen, wenn man, ohne von ihrem Uebel Notiz zu nehmen, mit ihnen über Dinge spricht, die noch weit ausgesetzt sind, und sie dabey als Theilhaber annimmt.

272.

Je öftrer ein Dienstmann den Aktenstoß aus den Händen legt, je schwerer findet er sein Gewicht bey jeder neuen Aufhebung. Sollte nicht in der heimlichen eignen Misbilligung des Aufschubes der Verdruß liegen, der sich in der Folge auch auf die Sache erstreckt, indem man ihn von seiner eignen Person, die er billig treffen sollte, ableitet?

273.

Das bekannte dixi et liberavi animam meam gleicht dem leidigen Händewaschen des Pilatus so oft, als dem Dicenten die Pflicht obliegt, auf die Befolgung des Gesagten zu sehen und zu halten, und er selbige unterläßt oder versäumt, weil er alsdann seines Klugredens unerachtet sich als ein Heuchler oder Schwächling beträgt. Was in solchem Fall von Privatpersonen gilt, gilt mit noch größerem Recht vom Staat, wenn er Verordnungen ins Land laufen läßt, ohne auf ihre Erfüllung ernstlich zu halten. Solche tönende Reglements sind Parforcejagden ohne Piqueur, der Hirsch wird den Hunden überlassen, die mit dabey verwildern — o der doppelt zu bedauernde Hirsch!

274.

Ein anderes ist es, den Laden nicht weit öfnen, um der Zudringlichkeit von Leuten, die viel besehen, wenig kaufen und schlecht bezahlen, auszuweichen, ein andres ihn geschlossen zu halten, um die Dürftigkeit des Waarenlagers zu verdecken. Eben so ist es etwas anderes, wenn ein Mensch aus Zurückhaltung schweigt, oder wenn er wenig spricht und ant-

wortet, weil er wenig weiß. Beyde Kaufleute können aus gleicher Vorsicht und Schlauigkeit so verfahren — und sich rechtfertigen. Besitzt der aus dem letzten Grunde Schweigende Weltmanieren und Conversationsgabe, so wird es im Umgange schwerer, ihn von dem blos Zurückhaltenden zu unterscheiden, als durch das Ladenbesuchen die Lagerverfassung der Kaufleute zu schätzen.

275.

Je kleinfügiger die Geschäfte sind, die einem hochbetitelten Amte oder Collegio aufgetragen werden, je mehr verliert es an Achtung beym Publico, das diese Hoheit und Niedrigkeit in Einer Person nicht zusammen reimen kann, und daher oft die Anwendung der hohen Gewalt auch bey niedrigen Vorfällen für übertriebne Strenge erklärt. Seitdem der Nahme eines Polizeybedienten bis auf den Karrenmann und den Schlichter unwichtiger Poissardenhändel ausgedehnt worden, hat man zu vergessen angefangen, daß die Polizey die alma mater aller Regierungs-Weisheit und Künste ist.

276.

Den Ausdruck: aller Anfang ist schwer, hat man zum Sprüchwort gemacht; der, daß aller Anfang lehrreich sey, verdient es wahrlich nicht weniger. Denn wenn man in allen Lebensfällen und Lagen, die schon permanent sind, oder es zu werden den Anschein haben, sich des Zeitpunkts erinnert, in dem sie ihren Anfang genommen, so kommt man bald auf ihr Wie? und Warum? Und durch die Beantwortung dieser zwey wichtigen Fragen auf den rechten Weg zur Stärkung und Hülfe oder zum Trost, zur Besserung und Geduld. Der weise und so oft misverstandne Machiavel giebt daher in seinen viel zu wenig bekannten Unterhaltungen über den Livius allen Regierungen die Lehre, von Zeit zu Zeit auf ihre erste Constitution freywillig zurück zu gehen, um nicht zu weit von ihr abzukommen, durch diese Entfernung aus der Art zu schlagen, und eben dieser Anfangsvergessenheit wegen einen Fremden auf den Einfall einer solchen Zurückführung zu bringen.

277.

Sonnenstrahlen, wenn sie auf den Schnee fallen, wirken so auf die leiblichen Augen, wie das Licht der Wahrheit, das die Unschuld anstrahlt, auf das Herz wirkt. Schwachen Augen und Herzen verursacht beydes eine beynah schmerzhafte Empfindung, den gesunden gewährt es einen herrlichen Anblick.

278.

Ich habe die empfindelnden Menschen, die man so oft zur höchsten Ungebühr mit den empfindsamen verwechselt, mit den Castraten des Hühnerhofes verglichen gefunden — dem ist nicht also: denn letztre gewinnen durch die Verstümmelung schönere Federn und zarteres, besserschmeckendes Fleisch — ist und wird aber nicht alles an den empfindelnden Menschen schlechter, als es bey den natürlichen Menschen war?

Empfindsamkeit ist ein Vermögen und eine Stärke, den Zustand der Lust sowohl als der Unlust zuzulassen oder auch abzuweisen, und hat also eine Wahl. Empfindeley dagegen ist eine Schwäche durch Theilnehmung am Zustande anderer, die gleichsam auf dem Organ des Empfindeln-

den nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen affiziren zu lassen. B.

279.

Zu den schweren Pflichten des reichen Mannes rechne ich die Erweiterung des Freudenkreises, die nicht immer große Annehmlichkeit für das sie veranstaltende Individuum hat, deren Unterlassung aber den Verengerer jederzeit in den Ruf des Geitzes, und selten ohne Grund bringt, indem sich bey genauer Untersuchung der manchmal damit verknüpften Unannehmlichkeiten viele Mittel zeigen, eine große Anzahl von Menschen vergnügt zu machen, ohne ihre Freude persönlich theilen, oder mit seiner eignen Person bezahlen zu dürfen. Jede Mittheilungsscheu artet, wenn ihr nicht früh und stark entgegen gearbeitet wird, in Geitz aus, der gleich der Wasserscheu unheilbar ist.

Die Sehnerven des Geitzigen scheinen sich keinesweges in Einen Punkt zu vereinigen, denn er sieht mit dem einen Auge das, was er giebt und thut, für sehr groß, und mit dem andern die Noth des Hülfsbedürftigen für sehr klein an.

Obige Bemerkungen würd' ich in Petto behalten haben, wenn ich nicht das Bemühen, Menschen froh zu machen, für eine Hauptpflicht des Lebensdienstes und den Geitz für die wuchernde Wurzel alles Uebels hielte. Wer weiß es nicht, daß alle Geitzige auch Lügner sind, und daß der Fortschritt vom Lügen zum Stehlen sehr leicht ist, wenn gleich die Schwürigkeit, alle diese Verbrecher vor Gericht und zur Strafe zu ziehen, die stummen Sünden der Geitzigen in einen Hintergrund stellt, der sie den Augen entzieht, so daß es nicht befremden kann, wenn die Justiz, die so manchen kleinen Gelddieb sorgfältig hängt, die großen Freudendiebe laufen lassen muß.

280.

Jeder Parisbesucher schreyt über die unverzeihliche Sorglosigkeit gegen die Feuersgefahr, der die Nationalbibliothek ausgesetzt ist; sollte man nicht berechtigt seyn, über die Sorglosigkeit jeder Regierung ein Wehe auszurufen, so oft sie die von allen Verständigen des Publicums für ausführ-

bar erklärten Vorschläge nicht bemerkt und noch weniger selbst befördert?

281.

Daß, des vielen Redens von Denkliberalität unerachtet, es mit ihrer Verbreitung nur langsam fortgehe und man ihr Allgemeinwerden nicht erwarten dürfe, schließ' ich daraus, weil der Stamm der Pedanterie, statt zu verdorren, einen beträchtlichen neuen Zweig getrieben hat.

Pedanterie, die in der Angewöhnung besteht, auf Nebendinge einen besondern Werth zu legen, und diese mit Ausschluß aller andern zu Denk- und Red-Objekten zu machen, blieb in vorigen Zeiten in den Gränzen der alten Litteratur, spaltete da die Worte, ohne auf den Gedankenkern viel zu achten; in der Folge gieng sie auch zum Civildienst über und gab durch das häufige Auskramen der Amtsclincaillerien in Gesellschaft besonders den Soldaten Anlaß, den Lehrstand und den Pedantismus für unzertrennlich zu erklären, bis der unpar-

theyische Theil des Publicums sich ermannte und den Patenthelden zu beweisen suchte, daß unaufhörliches Sprechen von Parade und Feldmanövern eben so gut Pedanterie sey, als Buchstabenkritteley und monotonisches Gespräch von Dienstbegebenheiten.

Ob nun gleich die Welt an diesen drey Gattungen von Pedanterie Hindernisse genug am Fortschritt in der Denkliberalität hatte, so haben doch in den neuesten Zeiten die angeblich Frey- und Klargesinnten ihr noch eine vierte zugefügt durch die Pedanterie der Schöngeisterey, die ihr Wesen beynah ärger wie ihre Vorgängerinnen treibt, oft der Art der ersteren zuwider nicht auf Kleinigkeiten einen großen Werth legt, sondern das Wichtigste in Kunst und Wissenschaft mit ungebührlicher poetischer Licenz als kleinliche Nebendinge behandelt, und doch durch die intolerante Behauptung, daß die schönen Künste und Wissenschaften die einzige Region sind, in welcher ein liberaler Geist frey athmen könne, sich allein im Recht und Besitz des Betriebes der liberalen Denkungsart wähnt.

Die schlimmste und gefährlichste Eigenschaft dieses schöngeisterischen Pedantismus ist seine leichte Vermischung mit allen andern Gattungen von Pedanterie, die er gähren und so stark aufbrausen macht, daß man vor Schaum schwer beurtheilen kann, wie viel reiner Liberalitätsmost im Fasse vorhanden sey.

Zum Glück kann indessen dieser schöngeisterische Nordschein den Augen, die sich an das reine Tageslicht der Liberalität gewöhnt haben, nichts schaden, so bald sie auf seine Fota Morgana nur nicht achten, und ihres Weges fortgehen, denn diese Professionsschöngeisterey gleicht den Nebeln, die dem trocknen Lande manchmal das Aussehn von überschwommenem geben, durch die aber der des Weges gewisse Wandrer sich nicht verleiten läßt, auf Umwegen nach einer nicht existirenden Brücke zu suchen.

(Pedant ist nicht sowohl derjenige, der nur von seinen Geschäften zu sprechen weiß, und durch das ausschlüßliche Gerede davon lästig wird, als vielmehr der, der bey öffentlicher Mittheilung dessen,

was er gelernt hat, den Zwang der Schule verräth, Peinlichkeit in Kleinigkeiten und Formalien äußert, und durch die scheinbare Verheimlichung seiner Selbstzufriedenheit lächerlich wird.) B.

282.

Der Glaube an sich selbst scheint mir sehr erlaubt und nützlich, wenn er mit guten Werken für andre verbunden ist. Lieferten die Erzpoeten uns wirklich schöne Gedichte, wer würde ihnen den Glauben an ihre poetische Poesie verübeln?

283.

Wer das Wort Zeitvertreib erdachte, um eine gewisse Art von Zeitanwendung damit zu bezeichnen, hat als ein rechtlicher Mann vor der Schlange unter den Rosen gewarnet: denn da man doch nur Dinge, die man für unnütz, verächtlich oder wenig werth hält, zu vertreiben sucht, so legte er in jenes Wort einen Wink, daß man beym Vertreiben der Zeit, diesem Edelsten, was der Mensch nächst dem Verstande hat, höchst vorsichtig verfahren müs-

se. Ein Zeitvertreibsucher macht sich daher immer verdächtig, daß er den Werth der Zeit nicht kennt, oder nicht erwogen hat, mithin nicht weiß, wie ihre einzige richtige Anwendung im nützlichen Gebrauch besteht. Bey einem verschrobnen, kranken oder sehr einfältigen Menschen befremden mich Klagen über Langeweile nicht; jeder andre aber, dem die Zeit lang wird, ist entweder faul, oder weiß überhaupt nicht, was er haben will.

(Der einfältige Mensch ist gemeinhin auch leblos und klagt daher nie über Langeweile, die nur dem eine Last wird, der sein Leben fühlt und sich bemüht, diesen negativen Schmerz aus der Zeit zu entfernen.) B.

284.

Man ist der Meynung, daß gute Schulen und gute Wege die Landescultur befördern, doch sicher nur da, wo für beyde gleich gesorgt wird. Im Neapolitanischen sind die Wege fürtrefflich, die Schulen aber erbärmlich, und der herrlichste Boden trägt wenig Früchte.

(Ich glaube, daß auf die Bodencultur die Schulen geringen Einfluß haben, daß es dabey mehr auf Mutter- als Schulwitz ankomme, und daß die schlechte Fruchtbarkeit in Neapolis allein der Regierung zur Last fallen müsse, die so viel Boden in todter Hand läßt, in der nichts lebendig wird.)

B.

285.

Der Witz der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft scheint vom Witz des Verstandes merklich unterschieden zu seyn, so daß man einen ohne den andern besitzen kann. Hieraus erkläre ich mir, warum Kenner einem berühmten Schriftsteller, der ein Meister in Ansichten und ihrer Darstellung war, so oft die gründliche Einsicht abgesprochen haben. Der Scharfsinn sucht beyde Arten von Witz unter Einen Hut zu bringen, oder ist das Resultat ihrer regelmäßigen Vereinigung.

(Gründliche Einsicht beruht nicht auf Witz, und der Scharfsinn, der sowohl dem Witz als der Urtheilskraft eigen seyn kann, verrichtet nirgends Copulationsgeschäfte. Wortspielwitz ist schaal, und die Jagd auf ihn ekelt gründlichen Köpfen an.) B.

286.

Man hat seit einigen Jahren sich des Ausdrucks: ich werde zu sterben wissen, so oft bedient, daß ich etwas über ihn zu sagen nicht für ganz überflüssig halte. Nimmt man die Worte in ihrem gewöhnlichen Sinne, so scheinen sie mir hier ohnsinnig angebracht, denn man weiß nicht was Sterben ist, kann es daher auch nicht lernen, und also noch weniger wissen, wie man es machen soll. Die mehresten bedienen sich wohl seiner als einer blossen Redensart (façon de parler), der man ihrer Gewöhnlichkeit wegen die Prahlerey verzeiht, die in ihr steckt. Warum sagt man nicht lieber: ich mach' mir nichts aus dem Leben, oder: ich bin bereit zu sterben? Besorgt man etwa bey der Deutlichkeit dieser Versicherung von denen, die sie hören, und die vom Sterben gewöhnlich eine strengere Idee haben, über ihrer Unwahrheit ertappt zu werden? Zu sterben weiß eigentlich Niemand; in jedem Moment dazu bereit zu seyn, möchten wohl einige verstehen. Wäre es nicht gut, wenn man tropische, oder doppelsinnige, oder

gar nonsensicalische Redensarten von allen wichtigen Menschheitsangelegenheiten ganz entfernte, und bey ihnen nur ganz bestimmte zuließe? Es wäre Ein Schritt näher zur Wahrheit, ohne deren Allgemeinwerdung kein Heil auf Erden zu erwarten ist.

(Der Ausdruck: ich werde zu sterben wissen, scheint mir den Vorwurf der Nonsensicalität nicht zu verdienen, er muß nur nicht bloß auf das Körperliche gezogen werden, indem er geistlich gerichtet seyn will, und sich auf den Muth, den Schrecken des Todes trotzen zu können, bezieht, so wie der Ausdruck: zum Sterben bereit seyn, auf eine Ergebung hinweist, die vorzüglich bey den Lebenssatten angetroffen wird.) B.

Beschluß.

Die mehrseitige Untersuchung einer Sache trägt zwar, wenn sie ohne Tautologie und Polypragmosie angestellt wird, manches zu ihrer richtigern Bestimmung bey, und ich hätte daher den Bemerkungen meines Freundes B. meine anderweitigen entgegen setzen sollen, um

dem litterarischen Schöppenstuhle vollständige Akten prozeßordnungsmäßig zu schaffen, da aber laut dem Titelmotto dieses Büchleins

dem Scharfblick kleine Spuren gnügen,
das übrige auch sicher zu erkennen;

so werden meine gewünschten Leser wohl ohne Re- und Duplic das Recht im Pro oder im Contra auffinden und ein Urtheil sprechen können, von dem sie, selbst im unbilligsten Fall, keine antikritische Appellation an einen besser unterrichteten Pabst zu besorgen haben.

Verbesserungen.

Seite 20 Zeile 2 st. im l. ein.
— 44 — 20 hinter zu der.
— 46 — 23 — und der.
— 69 — 13 st. hielt l. hält.
— 70 — 12 st. undenkbar l. undankbar
— 73 — 2 st. Reife l. Strafe.
— 74 — 10 st. reiner l. einer.
— 77 — 18 st. wenn l. wem.

Indeks 5. 51 81 83 87 88 89 ~~107~~

~~109~~ 111 112 ~~117~~ ~~122~~ 123

127

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Anhang zu den Gedancken und Meynungen über Manches im Dienste

S.l. 1804
Pol.g. 347#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769155-3